Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 3 | Abonnement jährlich 20 M., vierteljährlich 6 M. : : : Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. : : : | 28. Juni 1907

Das Friedensfest.

Am 30. Januar 1902 wurde in London zwischen Lord Lansdowne, dem Herrn für Englands Auswärtiges, und dem japanischen Gesandten Hayashi ein Vertrag abgeschlossen, der in Artikel 2 bestimmt: „Wenn Einer der beiden Vertragschließenden in einen Krieg mit einer anderen Macht verwickelt werden sollte, wird der andere Theil strenge Neutralität bewahren und sich bemühen, zu verhindern, daß andere Mächte sich an den Feindseligkeiten gegen seinen Verbündeten beteiligen.“ Und durch Artikel 3 sich dahin erweitert, daß, „wenn irgend eine Macht sich den Feindseligkeiten gegen diesen Verbündeten anschließt, die andere Partei ihr zu Hülfe eilen, den Krieg mit ihr gemeinsam führen und in wechselseitigem Einvernehmen Frieden schließen soll“. Der Vertrag erregte in der diplomatischen Welt beträchtliches Aufsehen, und am 3. März kamen im Deutschen Reichstag die Herren Hasse, von Hertling und Eugen Richter auf das englisch-japanische Abkommen zu sprechen. Herr von Hertling, der ein geschmeidiger, nicht talentloser Diplomat, doch kein politischen Denkens fähiger Kopf ist, fand, daß der Vertrag „unsere deutschen Interessen durchaus unberührt lasse“. Auch die Abgeordneten Hasse und Richter fanden kein Haar in der Suppe, und Graf Bernhard von Bülow bestärkte die Herren in ihrem Wahn. Er konstatirte, daß die Abmachungen „uns nicht berühren“, verlangte in China „keine Extrawurst“ und versicherte obendrein noch, eine läppische, doch nicht absichtlose Auslandente verifizierend, stockernst: „Von einer Mitwirkung deutscherseits bei dem englisch-japanischen Abkommen ist mir nichts bekannt. Wir haben nicht Pate gestanden, und mit der Vaterschaft hatten wir erst recht nichts zu thun.“ Trotzdem war er natürlich „weit entfernt, die Bedeutung des Abkommens zu verkennen. Es ist das erste Mal, daß ein asiatisches Volk vollkommen gleichberechtigt in enge Verbindung mit einer europäischen Großmacht tritt“. Also eine rein formale Geschichte. Im Reichstag gabs viermal die berühmte Heiterkeit, und die Sache war für uns erledigt. Doch nicht für Frankreich und Rußland; die antworteten mit der Erklärung, daß auch sie im Osten solidarisch vorgehen wollten.

Nicht lange danach schloß Eduard mit den Burenstaaten Frieden. Großbritannien hatte in den Zeiten der Kriegsnoth die Gefühle Europas kennen gelernt, athmete jetzt wieder frei und konnte die Erfahrungen, die es gesammelt hatte, nun nutzen. Verlor auch nicht lange kostbare Zeit. Es wußte, was es wollte, und hat nie lange gezögert, wenn ihm irgendwo ein Vortheil winkte. Erstes Erfordernis einer nutzbaren Politik war eine Schwächung Rußlands, das in Asien, trotz Li-Hung-Tschangs Warnung, nach der Mandschurei gegriffen, Japan damit bis zur Unversöhnlichkeit gereizt hatte, und mit starken Machtmitteln an der indischen Grenze zu drücken begann. Allzu lange konnte dem nicht zugesehen werden. Gelang's, Frankreich ins britische Schlepptau zu bringen, dann hatte Japan im Osten freie Hand, und

England war des immerhin kostspieligen Vergnügens, aktiv in den Kampf eingreifen zu müssen, überhoben. Eduard, der Vielbespöttelte, hatte die Situation rasch erfaßt. Und die erste Antrittsvisite wurde, via Lissabon und Rom, Paris gemacht. (Frühjahr 1903.) Demselben Paris, das vor kurzem noch seine Mutter geschmäht, ihn selbst gehöhnt hatte, wie nur je ein Volk einen fremden Herrscher. Die Folgen zeigten sich bald, und als das Jahr seinem Ende sich neigte, schwamm Frankreich in Englands Kiellinie; die Verständigung war erreicht. Die Herren, die wir mit der Wahrung unserer Staatsinteressen betraut hatten, konnten nun mindestens ahnen, wie die Dinge laufen sollten. Sahen und hörten aber nichts. Fünf Wochen danach, am 6. Februar 1904, griff Japan Rußland an. Im April wurde das englisch-französische Abkommen über Nordafrika bekannt, das England Egypten, Frankreich Marokko sicherte. Durchlaucht fand Deutschlands Interessen noch immer nicht engagirt. Frankreich rührte sich während des ganzen russisch-japanischen Krieges nicht und trieb, von uns noch enger an Englands Seite gedrängt, sogar Roschdestwenskijs Flotte vor Annams schützender Küste ins sichere Verderben. Damals wäre ein Zusammenschluß Deutschlands und Rußlands wohl billig zu haben gewesen; sogar die Wiederherstellung des status quo ante 1890. Doch wir thaten nichts und ließen unsere Presse Tag vor Tag über die polnische Grenze schimpfen. (Das in dem Augenblick, da wir Frankreich die Rechnung wegen Marokko präsentirten.) Die Klugheit war nicht zu überbieten. Und als sich das Blättchen zu wenden begann und Rußlands Aussichten wuchsen, ließen wir, wie Roosevelt, in Petersburg einen Olivenzweig überreichen und drängten zum Frieden; zu einem Frieden, der in Amerikas, Frankreichs, Englands Interesse liegen mochte, sicher aber nicht in unserem lag. Algeciras kam. Wir traten den Rückzug an, den ersten, seit das Reich besteht, und rasch verschlechterte sich nun unsere Position. Was wir dazu beitragen konnten, wurde, trotz der Warnungen einsichtiger Köpfe, geleistet. Und der Krieg, dem wir mit sentimentaler Regung aus dem Wege gingen, ist nun zur Nothwendigkeit geworden.

Auch Versäumnisse haben ihre Folge. „Auch was ihr unterlaßt, hat Zarathustra gepredigt, webt am Gewebe aller Menschenzukunft.“ An versäumten Gelegenheiten brach vor hundert Jahren Preußen zusammen; versäumte Gelegenheiten beengen heute die Bewegungsfreiheit unseres Volkes. Trübere Tage sah das junge Reich noch nie; nie die Welt ein auch nur annähernd gleiches Coalitionssystem. Kein Punkt ist auf der beschienenen Erde mehr sichtbar, über dessen Schicksal wir mitzureden hätten; Eduard ist zum mächtigsten Mann der Gegenwart geworden. Laut dürfen und ungestraft französische Generale und Minister über den Rheinstrom drohen, darf die Auslandspresse höhnen, daß wieder ein Bündniß ohne Deutschland zu fragen abgeschlossen sei. England ist mit Japan und Rußland, Frankreich, Italien und Spanien, Norwegen und Portugal liirt oder befreundet; Rußland mit Frankreich, England und Japan, Frankreich mit England, Japan, Rußland, Spanien und Italien verknüpft; Italien, Spanien, Portugal sind bündnißfähig; Oesterreich hat sich mit Rußland und England über den Balkan verständigt (und ist im Uebrigen mit der Heilung seiner inneren Gebresten vollauf beschäftigt); sein Dreibund ist ein persönlicher Treubund, der mit zwei müden Augen morgen erlöschen kann. Nur wir stehen allein; isolirter, als England zur Zeit der Napoleonischen Continentalsperre. In Asien, Afrika, Australien und dem außerdeutschen Europa haben wir kein Wort mehr zu sagen. Wer von einer Theilung der Erde spräche, übertriebe nicht allzu sehr. Hat nicht Rußland seinen gesammten Besitz gesichert, seine Interessensphären fast überall anerkannt? Japan nicht, was es wollte, im Osten garantirt? Nicht Frankreich, Annam und Siam, Tunis, Algier, Marokko? Und England? Es hat, wie sichs gebührt, den Haupthappen bekommen. „Es wird ein glücklicher Tag sein, schrieb, vor genau fünfzig Jahren, Cobden an John Bright, wenn England keinen Acre Land mehr auf dem asiatischen Festlande besitzt.“

Heute hat es seinen ganzen Besitz in verbürgter Sicherheit und neue Strecken concessionirt. Afrika ist von der Nilmündung bis zum Kap der guten Hoffnung sein; bald wird von Kairo bis Kapstadt der Schienenstrang gehen, und wenn es heute an die Integrität des Congostaats tastet, können wir über ein papiernes Veto nicht hinaus. Afrika (das ist der Sinn und der Zweck des neuen Dreibunds; und die Folge der so geräuschvoll instradierten neuen Colonialpolitik, der Rederei des Herrn Dernburg, der „nationalen" Wahlen, der leichtsinnigen Schwächung unserer bisher leidlich stabilen inneren Verhältnisse) Afrika soll für uns unerreichbar werden. Wenn Eduard nicht will, kommen wir zu keiner unserer Colonien; selbst die Nordsee ist uns versperrt. Aergere Fessel trug nie ein Volk von Selbstachtung und Kraft. Quousque tandem diese Misère?

Bernhard Fürst von Bülow drückt die Frage nicht. Kommt sich wohl gar, obwohl er das Reich wie kein Zweiter geschwächt hat, noch immer unersetzbar vor. „Meine Politik, hatte der auch auf allen Gebieten dilettirende Byron gesagt, ist wie ein junges Mädchen für einen alten Mann: je schlimmer sie wird, desto verliebter werde ich in sie." Wir haben manches Schmerzliche seit Bismarcks Weggang erfahren. Doch dem, was wir jetzt erleben, hätte selbst Hohenlohes senile Demenz noch eine kräftigere Antwort gefunden, als die „gewisse drohende Gestaltung von Druckerschwärze", die Bismarck einst eine „unglaubliche Dummheit" nannte; und jedenfalls eine ist, wenn ihr keine Thaten folgen. Die Preßtaktik war in den letzten Tagen wieder wunderbar und lobte laut ihren Meister. Zuerst, als die Nachricht vom neuen Dreibund auftauchte: Charmant; neue Bürgschaft für den Weltfrieden; berührt uns, die wir von jeder Angriffsabsicht uns rein wissen, überhaupt nicht. Zwei Tage später: Keine Kollision mit unseren Interessen. Aber was mag nur Italien dazu sagen? Wieder zwei Tage danach: Rühren der Lärmtrommel in Cöln. Deutliche Kriegsdrohung. Wirds Ernst? Gewiß doch; Ministeropfer fallen unerhört. Und vom neuen Dreibund ist nicht mehr die Rede. Requiescat in pace . . . Ob wir uns nicht doch noch an der Abrüstungsfrage beteiligen könnten?

Politik und Bildung.

Von Werner Sombart.

Ich habe in dem vorigen Aufsatze gesagt, was ein politischer Mensch sei; ich muß nun sagen, was ich unter einem gebildeten Menschen verstehe, da ich ja das Auseinandergehen dieser beiden Typen erklären wollte.

Das in kurzen und verständlichen Worten auszusprechen, was Bildung sei (oder wie wir statt dessen auch sagen können: was [persönliche] Kultur sei), ist deshalb so sehr schwer, weil die Worte, die dabei von uns gebraucht werden, gar einen so verschiedenen Sinn haben. So daß man fast definieren könnte: ein Mensch von Bildung ist der, der alle Bildung von sich fern hält; ein Mann von Kultur der, der alle Kultur haßt. Und weil das Wichtigste gar nicht in klaren Begriffen ausgedrückt werden kann, weil es gefühlt, empfunden, erlebt sein muß, um verstanden zu werden. Denn was weiß jemand, der sie selbst nicht besitzt, mehr, wenn ich sage: daß ich Bildung gleich setze mit Persönlichkeitskultur? Während für den andern alle langen Auseinandersetzungen unnötig, ermüdend, peinlich sein müssen.

Aber ich will doch wenigstens den Versuch machen, das Phänomen des gebildeten Menschen in seinen Hauptzügen zu beschreiben. Vielleicht daß ich doch bei diesem oder jenem, der auf ähnlichen Gedankengängen bereits gewandelt ist, bekannte Vorstellungen erwecke und Gedanken-

keime zur Entwicklung bringe. Ich beschreibe den gebildeten Menschen, wie er mir vor meinen geistigen Augen schwebt, und spreche von ihm als von einem guten Freunde, dessen Eigenarten ich einem andern schildern will.

*

Unser Freund hat alle Probleme dieser Welt in seinem Geiste bewegt, hat alle Liebe und alles Leid in seinem Innern lebendig werden lassen und ist nach reiflichem Sinnen etwa zu dieser Auffassung vom Wert und Wesen unseres Daseins gelangt.

Im Mittelpunkte der Welt und seiner eigenen Interessen steht das Persönliche, das eigenartig Individuelle, dessen Entfaltung er als den Sinn des Lebens betrachtet. Alles objektiv das Einzelwesen Bestimmende, alles Normative, alles nach allgemeiner Geltung Strebende, alle Errungenschaften der objektiven Kultur läßt er nur soweit gelten, als es der Entwicklung des Persönlichen und seiner Eigenart förderlich ist. Er glaubt, daß alle Werte am letzten Ende nur im Persönlichen ruhen und wurzeln können, und daß alle Erscheinungen, alle Geschehnisse in dieser Welt nur Sinn und Bedeutung haben in ihrer Beziehung zum Wohl und Wehe unserer Persönlichkeit, unserer lebendigen Seele. „Und so Ihr die ganze Welt gewönnet, was nützte es Euch, so Ihr Schaden an Eurer Seele nähmet . ."

Dieses Persönliche, um dessen Entwicklung sich somit alles bewegt, betrachtet unser Freund nun als etwas Lebendiges, das nach den Gesetzen des organischen Lebens sich entfalten, das sich auf natürliche Weise auswachsen muß. Zwar können äußere Einflüsse den Wachstumsprozeß aufhalten oder beschleunigen; aber niemals ersetzen. Nur was der einzelne in seinem Innern erlebt, das erwirbt er sich, und daraus bildet sich seine Individualität. Für die Menschheit ist aber nur das vorhanden, was in den einzelnen Individuen zu innerem Besitz erwachsen ist, und die Menschheit und die Welt sind so gestaltet, wie die lebendigen Persönlichkeiten geworden sind.

Begreiflicherweise sieht unser Freund, dem das Persönliche der höchste Wert ist, für sich und die andern das Ideal der Gestaltung in reichster Entfaltung der individuellen Eigenart und Lebendigkeit, und darum liebt er alle Lebensbedingungen, die jene Mannigfaltigkeit zur Entwicklung bringen, und haßt er jene oder begegnet jenen mit Mißtrauen, die sie zu verkümmern drohen.

Er liebt die Einsamkeit, die zur inneren Sammlung drängt; er liebt das Leben in der Natur, das uns auf tausendfachen Wegen zur Vertiefung und Bereicherung unseres Wesens führt; er liebt den Umgang der Musen, die unser Leben schmücken und verschönen; er liebt die sinnvolle Arbeit an einem Werke, das selbst wieder Leben atmet oder Leben erzeugt; er liebt den Umgang mit Einfältigen und mit Kindern, die ihm das Ursprüngliche, das Wesenhafte des Menschentums zeigen; er liebt den Umgang mit echten Frauen, die ihm den ganzen Menschen erleben lassen, weil sie noch durch keine Zwangsjacke beruflicher oder ähnlicher Teiltätigkeiten verkrüppelt sind.

Und er haßt eben jene Teiltätigkeiten, er haßt alles Berufhafte, alles Fachmäßige, weil es die persönlichen Werte herabmindert. Er haßt es besonders stark dort, wo es noch vorhandene Werte vor seinen Augen zu zerstören droht: bei den Frauen. Er haßt die berufliche oder andere Hierarchien, weil sie den eigenartigen Menschen in eine nivellierte Allgemeinheit herabziehen. Er haßt alles, was im vulgären Sinne „Bildung" heißt und nur äußerlich angenommenes Wissen ist, wie er denn alles bloße Wissen, dem kein Erlebnis

zugrunde liegt, haßt. Er liest wenig, am wenigsten Zeitungen. Er sieht wenig Kunstwerke, besucht wenig Theater, wenig Konzerte. Er haßt die äußeren Errungenschaften der modernen Kultur, vor allem die Technik, weil sie den Geist zerquetschen und ertöten; er haßt den Trubel, das Gewimmel, die Masse, das Kommerzium, weil in ihm der Einzelmensch abgeschliffen, abgerieben, spezialisiert wird und also an Eigenartigem, an Persönlichem verliert. Er fürchtet die Wissenschaft (obwohl er vor ihren großen Leistungen Ehrfurcht empfindet), weil sie — in der Hand von minderen Geistern — leicht dazu dienen kann, das Persönliche zu erdrücken, das Lebendige zu töten, weil sie immer auf dem Wege zur Scholastik ist. Er fürchtet den Reichtum (obwohl er ihn in edler Verwendung gern sich entfalten sieht), weil ein Uebermaß an Besitz, zumal an rasch erworbenem Besitz, die geistige Spannkraft zu lähmen, die Frische und Beweglichkeit der Seele zu hemmen sehr wohl imstande ist.

Was unser Freund für sich erstrebt: die harmonische Herausbildung seines Wesens zu edler eigener Gestalt — das schätzt er natürlich auch bei den andern. Er sucht den ganzen Menschen und freut sich seiner Eigenart. Er fragt nicht sowohl danach, was ein Mensch leistet, was er kann, als vielmehr danach, was er ist. Nicht die berufliche Tüchtigkeit allein imponiert ihm, wenn er sieht, daß darunter lebendiges Wesen verdorrt ist. Er schätzt den Menschen nach dem, was er als Mensch im ganzen ist: wie er mit hoch und niedrig verkehrt, wie er mit seinen Kindern spielt, wie er seine Mutter begräbt, wie er Freunden aus der Not hilft, wie er der Sonne und des Meeres froh wird, wie er liebt und leidet. Er geht nicht als ein strenger Richter durch das Leben. Er lebt und läßt leben, was Gott der Herr in seinem überquellenden Reichtum geschaffen hat. Er rechtet nicht mit der Rose, daß sie keine Narzisse ist, und ebensowenig mit dem Menschen, daß er diese und nicht jene Eigenart besitzt. Nichts Menschliches ist seinem Herzen fremd, und milde ist sein Urteil in allen menschlichen Dingen. Wo er eines kodifizierten Gesetzestextes bedarf, um über Menschen zu richten, greift er zum Faust, den er immer noch — trotz aller Leistungen der neuen Literatur — als ständigen Begleiter mit sich zu führen sich nicht schämt. Denn unser Freund, das ist eines seiner hervorstechenden Kennzeichen, ist sehr unmodern.

Wir dürfen nun beileibe nicht unsern Freund für einen Genußmenschen oder gar einen jener Uebermenschen halten, die in den Cafehäusern die Zeit totschlagen und die die Spielerei mit der Kunst und die Liaisons mit lieben, süßen Mädeln für den Inhalt des Lebens ansehen und sich frei nennen und eine Persönlichkeit, weil sie frech sind und sittenlos. Unser Freund weiß, daß die Grundlage alles Persönlichen die Beherrschung des Trieblebens ist, er weiß, daß „Genießen gemein macht" und daß der Mensch ohne tiefen, ernsten Lebensinhalt hohl und leer ist. Weil er die persönliche Freiheit über alles setzt, so bleibt er sich stets bewußt: Von der Gewalt, die alle Wesen bindet, befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

Und wir dürfen unsern Freund nicht mit jenen impotenten Aestheten verwechseln, die in ihren Sammlungen die Grenzen der Welt erblicken und sich mit tausenderlei eitlem Tand umgeben und das in Schönheit leben heißen.

Auch kein Egoiste ist unser Freund. Nicht nur, daß er den andern alles Licht und allen Sonnenschein gönnt: er nimmt an ihrem Wohl und Wehe Anteil, wo er sieht, daß sich Lebendiges zur Entfaltung durchringt; er freut sich, wenn er ihnen helfen kann, und will

seine Gaben und sein Können gern den Mitmenschen zu Nutz und Frommen hingeben, wenn er glaubt, daß damit einer suchenden, irrenden Menschenseele geholfen ist.
Und ganz gewiß ist unser Freund keine müde Seele. Er liebt das Leben wegen seiner unendlichen Offenbarungen, die es ihm täglich gewährt; er liebt und segnet die lebendige Arbeit, das keimbildende, blüten- und früchtetreibende Schaffen. Nur daß die Arbeit nicht Fronwerk werde, daß sie nicht zu stumpfsinniger Mühsal sich gestalte und den lebendigen Menschen wieder niederdrücke, statt ihn zu erheben und frei zu machen. Nur daß die Arbeit nicht in sinnlose Vielgeschäftigkeit ausarte, wie sie den modernen Großstadtmenschen zermürbt, verödet, verflacht: jenes armselige Lasttier, das „nie Zeit hat". Unser Freund hat immer „Zeit".

*

Wovon wir ausgingen: Der Gegensatz zwischen dem, was hier als gebildeter Mensch geschildert wurde, und dem, was wir früher als politischen Menschen kennen gelernt haben, springt in die Augen: es ist der uralte, in bestimmten Personen verkörperte Gegensatz zwischen Freiheit und Ordnung, zwischen Persönlichem und Sachlichem, zwischen Individuellem und Allgemeinem. Und wir verstehen nun, daß es nur der Gegensatz des Kulturmenschen (in dem hier dargelegten Sinne) zum Politiker ist, wenn wir (beispielsweise von Alfred de Musset) erfahren: daß er in Staat, Kirche und Gesellschaft alles gehen läßt, wie es eben geht. „Teilnahmslos sieht er, wie Throne zusammenstürzen und neue Regierungen eingesetzt werden. Ein junges Mädchen mit weißem Nacken, das im Theater zufällig vor ihm sitzt, interessiert ihn mehr als der Wechsel der Dynastien. Jenes vermag ihn zu einem reizenden Gedichte, wie ‚Une soirée perdue' anzuregen, dieser läßt ihn ganz gleichgültig." Und wir begreifen den tiefen Sinn eines Wortes, das sein Bruder Paul von ihm zitiert: „Die Art und Weise, wie sich Napoleon die Stiefel angezogen hat," sagte Alfred, „interessiert mich mehr als die gegenwärtige Politik Europas."
Wir erleben aber auch die Antwort mit, die der Dichter seinen Freunden erteilt, die also zu ihm sprachen:

„Wo auf Weltverbesserung
Wünsche kühn sich lenken,
Willst Du nur auf Wässerung
Deines Wieschens denken?"

Die Antwort lautete, wie man weiß:

Blühe, was da blühen mag
Unter Euren Hauchen,
Ich will meines Herzens Schlag
Für mein Leben brauchen.
Möge jeder stillbeglückt
Seiner Freuden warten!
Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten.

Ganz unwillkürlich vermindert sich für denjenigen, der in der Pflege des Persönlichen den Inhalt seines Strebens erblickt, der den Menschen nicht als Glied einer staatlichen Gemeinschaft, sondern als Naturwesen, als Lebendiges in der großen Gotteswelt anschaut, der da glaubt, daß alle menschliche Entwickelung inneres Erlebnis sei, von innen nach außen, nicht von

außen nach innen sich vollziehe, der Wert aller sozialen, aller staatlichen Regelung, wie aller äußeren Regelung überhaupt. Die höchstpersönlichen und daneben die kosmischen Probleme entfalten sich in der Seele dieses Menschen zu solcher überragenden Größe und Weite, daß neben ihnen die Staats- und Gesellschaftsmäßigkeit unseres Wesens ganz und gar in nichts sich aufzulösen droht.

Diese zunächst rein gefühls- und empfindungsmäßige Abkehr des Kulturmenschen vom Politischen wird nun bei denkenden Gebildeten zu einer bewußten Gegnerschaft gegen die Politik ausgebildet. Mit allerhand Gründen sucht man den Nachweis zu führen, daß für alle wirklichen Lebenswerte — für alle wertvolle, objektive Kultur ebenso wie für die Persönlichkeitskultur — die Gestaltung der politischen Verhältnisse irrelevant sei. Man weist darauf hin, daß politisch rückständige Zeiten die höchste Kultur — objektiv wie subjektiv — hervorgebracht haben, daß Deutschlands Kunst, Wissenschaft und Literatur nie herrlichere Blüten getrieben haben als in der politisch verschlampten Zeit von 1750 bis 1850, und daß auch die Persönlichkeiten in diesem Jahrhundert weit über denen der Gegenwart gestanden haben dürften. Ja, man geht so weit, zu behaupten, daß staatliche Neuorganisation und politische Fortschritte eher lähmend auf die Entfaltung wichtiger und wertvoller Zweige der Kultur einzuwirken scheinen, — indem man auf die Verödung des geistigen und persönlichen Kulturlebens Deutschlands seit der Reichsgründung die Aufmerksamkeit lenkt.

Man sagt aber auch, daß manche politisch rückständigen Länder auf einer höheren Stufe der objektiven und subjektiven Kultur stehen als politisch sehr avancierte, da doch zweifellos zum Beispiel Rußland eine höhere geistige Kultur habe als die Vereinigten Staaten.

Man behauptet endlich noch, daß die staatliche Ordnung für das Wohl und Wehe des einzelnen Bürgers, die Gestaltung seines persönlichen Lebens doch nur von geringer Bedeutung sei, daß sich ein menschenwürdiges Dasein, ein sinnvolles Leben ebensogut führen lasse unter dem Krummstab wie in einer freien Republik, daß die sogenannten „politischen Rechte“ im Grunde für den einzelnen gar keine so große Bedeutung haben, daß man ihre Wichtigkeit ungebührlich aufbausche. Man bemerkt, daß irgend ein „Freiheitsrecht“ den einzelnen Bürger nicht frei und nicht glücklich mache, wenn er Freiheit und Glück nicht im Blute trägt, und glaubt, daß der Engländer ein „freier“ Bürger sei, nicht weil er eine freie Verfassung habe, sondern weil er in 1000jähriger Selbstzucht sich freigemacht habe, und daß der Preuße eine Sklavenseele bleiben würde, auch wenn man ihm die freieste Verfassung von der Welt gäbe.

Man meint, daß Probleme, wie das der Ehe, des Arbeitsverhältnisses, niemals durch eine Reform des Rechtes gelöst werden können.

Man findet heraus, daß die wirklichen Lebenswerte, die jemanden durch irgend eine Veränderung der Rechts- oder Staatsordnung vielleicht zuwachsen, jedenfalls in keinem Verhältnis stehen zu dem ungeheuren Aufwande an politischer Aktion in Wort und Schrift, von der hinwiederum man behauptet, daß sie leeres Stroh dresche, daß sie hohl und schal sei, daß sie die Menschen zu leblosen Automaten herabdrücke, daß sie jeden, der an ihr teilnehme, verflache, veröde, vertroddele. Und was dergleichen Gedanken sonst noch sind.

Ob (und wenn ja, wie weit) diese Argumentation zu Recht besteht, soll hier noch nicht geprüft werden. (Ich denke, in späteren Aufsätzen gerade auch dieses überragend bedeutsame Problem zu erörtern.) Hier sollten ja nur die Gründe bloßgelegt werden, die den Mann von Bildung der Politik entfremden. Und daß dabei Gründe der eben genannten Art (die

also in der eigentümlichen Richtung liegen, in der sich der Lebensgeschmack unserer Besten wieder einmal bewegt) eine Rolle spielen, dürfte außer Zweifel sein.
Aber allein vermögen wir mit diesen Gründen den Widerwillen nicht zu erklären, den bei uns heute jeder Mann von Geschmack gegen die Beschäftigung mit der Politik hegt. Ist es doch außer allem Zweifel, daß auch eine Geistesrichtung, wie sie unser Freund hat, doch noch nicht ohne weiteres jedes politische Interesse oder jede Anteilnahme an der Politik ausschließt. Wir finden in andern Ländern und in Deutschland zu andern Zeiten zweifellos hochgebildete Leute sich am politischen Leben beteiligen.
Also müssen wohl noch andere Ursachen mitwirken, die zu dem hier untersuchten Phänomen führen. Sie lassen sich in der Tat ohne viel Mühe entdecken. Sie liegen nicht in der Eigenart unserer Bildung und Kultur, sondern in der Eigenart des politischen Lebens unserer Zeit. Sie sind zum Teil allgemeiner Natur — in allen modernen Staaten wirksam; zum Teil spezieller Natur — auf Deutschland beschränkt.
Ueber sie spreche ich in den folgenden Essais.

Die fiskalische Reform in Frankreich.

Wird sie diesmal endlich zustande kommen? Die Einkommensteuer stößt auf heftigen Widerstand. Aber überall im Ausland ist sie auf den gleichen Widerstand von seiten der Leute mit bedrohten Interessen gestoßen; und diese letzteren hatten, nachdem sie die Reformen lange verzögert, endlich nachgeben müssen. Unsere Finanz-Großmächte wollen nichts davon hören. — Man sagt, und scheinbar mit Recht, daß sie eine Kriegskasse dagegen geschaffen hätten, die reichlich versehen wäre. Dank der Hilfe, die sie wie gewöhnlich in der Presse gefunden haben, ist es ihnen gelungen, einem Gutteil des Mittelstandes Schrecken einzujagen. Die Abgaben der wohlhabenden Bürger würden gewiß einen großen Teil der Kosten der Reform ausmachen. Man wird alle Mittel in Bewegung setzen, um sie sich vom Halse zu schaffen. Man wird im Notfall das alte, aus der Zeit der Gracchen beliebte Verfahren wieder aufnehmen, den Plänen noch weitergehende entgegenzusetzen und alles am Uebertreiben scheitern zu lassen. Doch es ist ein Versprechen, das uns treibt. Wir haben bei der allgemeinen Wahl die Einkommensteuer und die Arbeiterpensionierung feierlich versprochen. Ueberall in den Dörfern haben sich die Blockkandidaten verpflichtet, die drückende Steuerlast des Landes zu erleichtern. Wenn wir nun im Jahre 1910 zu unseren Wählern zurückkommen würden, ohne unser Versprechen eingelöst zu haben, würden wir uns einer wohlverdienten Niederlage aussetzen. Die Volksherrschaft ist in Frankreich kein bloßes Wort mehr. Der ländliche Wähler weiß heute genau, was er will und was er tut. Wir würden ohne üble Folgen für uns kaum etwas zustande bringen, wenn nicht der Senat uns von diesen befreien würde, indem er die Unpopularität auf sich nimmt, die aus der Zurückweisung eines Projektes, für das die Kammer gestimmt hat, entstehen würde. Dadurch würde aber die Lage nicht weniger schwer sein; der Ruf nach „verfassungsgemäßer Revision" würde von neuem in den Reihen der allgemeinen Wähler laut werden. Die

Assemblée du Luxembourg, die die öffentliche Meinung schon abgeschafft hätte, wenn sie geblieben wäre, was sie vor ungefähr zwanzig Jahren war, würde in einem Augenblick den Kredit verlieren, den sie schließlich erlangt hat. Ich glaube nach allem nicht, daß sie sich ähnlichen Zufällen aussetzt. Sie ist nicht in der Geschichte und den Gewohnheiten des Landes begründet, wie die englische Pairskammer. Sie darf keinen dauernden Konflikt mit der Landesmehrheit verursachen.

Wenn man unsere direkten Steuern prüft, sieht man mit Erstaunen, daß sie noch vorhanden sind. Das Werk unserer Väter von 1789 — das nicht ihr bestes war, mangelhaft, wie es ist — hat mannigfache Wandlungen erfahren. Erst durch fortgesetzte Hinzufügungen, dann durch Veränderung der ökonomischen Verhältnisse, die denen seiner Entstehungszeit nicht mehr gleichen. Als Präsident der Kommission, die beauftragt ist, der Kammer das Einkommensteuerprojekt zu unterbreiten, habe ich die Studien zu prüfen gehabt, die zu verschiedenen Zeiten vom Finanzministerium über die Anwendung der heutigen Abgaben und der projektierten in einer gewissen Anzahl von Gemeinden gemacht worden sind. Ich erkannte die Fehler des gegenwärtigen Systems; ich habe sie mein ganzes Leben lang angegriffen. Ich erkannte nicht den vierten Teil der Wahrheit, wie sie aus den Listen spricht, die ihre Zusammenstellung dem Zufall verdanken; Erklärungen von ein paar tausend Steuerzahlern mit Andeutungen über ihre Einkünfte und Steuerabgaben. Ich habe mich zuweilen gefragt, ob die Zahl, die auf dem Steuerzettel steht, nicht ausgelost wäre. Um die sogenannte „Inquisition" zu vermeiden, mit der man sich in Deutschland gar nicht so schlecht befindet (nicht schlechter als in der Schweiz, in England usw.), richtete man bei uns bekanntlich die Steuer nach äußeren Merkmalen ein. Nach der Miete, oder für das Land nach Schätzungen, die nach Schaffung des Grundbuchs gemacht worden sind. So gelangt man zu phantastischen Resultaten. Um so phantastischer, als es die Aufgabe der direkten Steuer ist, die Gerechtigkeit in den Abgaben wieder einzuführen, die die indirekte daraus verdrängt hat; so wird aber das Gegenteil erreicht.

Ich wußte schon, was sich für den Grundbesitz ereignete. Der Bezirk, von dem ich berichte, setzt sich aus Landstrecken in der Nachbarschaft von Marseille und Aix zusammen. Dort befindet sich die Cran, diese trockene Steinfläche, die einer Wüste gleicht, und auf die, nach Aeschylos, Zeus einen Hagel von Kieselsteinen niederfallen ließ, um Herakles zu retten, der von den gallischen Stämmen überfallen wurde. Zu ihrer Seite direkt ein Ueberfluß an prächtigen Olivenpflanzungen. Heute, bei der Konkurrenz von Algier und Tunis, bringen diese Pflanzungen, die ehemals ein Vermögen waren, kaum soviel hervor, um den zu erhalten, der sie bearbeitet. Man reißt die Bäume heraus, um andere Kulturen zu versuchen. Dagegen hat das Wasser der Durance, gesammelt in den Kieseln der Cran, gestattet, dort herrliche Wiesen zu schaffen, Sumpfkulturen, deren Frühgemüse die der Nachbarschaft an Frühreife übertreffen. Noch heute zahlen diese Landwirte nach einer mehr als hundertjährigen Schätzung. Die Steuerlast, die er trägt, nimmt dem Besitzer seinen letzten Bissen Brot, während die reichen Güter, die in der Cran geschaffen sind, dieselben Steuern aufbringen wie zu der Zeit, da die Schafe die seltenen Kräuter zwischen den Steinen abweideten.

In den Listen, die ich durchgesehen habe, finde ich manchmal Ländereien, die 30 % ihrer Einkünfte aufbringen, neben anderen, die nur auf $^1/_2$ % taxiert sind. Dieselbe Ungleichheit herrscht in der Gewerbesteuer (Handel- und Industrieabgabe). In einer Gemeinde, die ich anführen könnte, bezahlt ein ganz kleiner Kaufmann mit 1000 Francs Einkommen 95 Francs Gewerbesteuer, gerade so viel, wie einer seiner Nachbarn, der jährlich 10 000 Francs Profit macht. Ebenso zahlt ein dritter Nachbar, der 15 000 verdient, an dieselbe Behörde nur 93 Francs. Wir sahen eine Liste von Gewerbeabgaben einiger großer Magazine und Finanzetablissements. Mit acht oder neun Millionen Nutzen bezahlt das eine als Gewerbeabgabe 9 % davon, das andere nicht ganz 0,40 %. Ungefähr zwanzigmal weniger. Das erstere macht viele verschiedene Geschäfte, und die neue Gesetzgebung, die auf erbitterte Reklamationen der Pariser Kaufleute hin erfolgte, trifft es sehr schwer. Das zweite ist eine Bank, die nicht den Luxus von Zweigniederlassungen wie einige ihrer Rivalinnen treibt. Eine Steuer, die auf festem Gesetz begründet ist, nach einem Gesetz, das auf das Mietsverhältnis gestützt ist, erreicht sie, sozusagen, nicht. Durch Einzelmaßregeln könnte man diese innere Ungleichheit korrigieren. Aber was ernster ist: die verschiedenen Arten Besitz sind im ganzen sehr ungleich belastet. Man berechnet, daß der Grundbesitz im Durchschnitt 5 % bezahlt. Sowohl der ganz kleine wie der ganz große Besitz. Der Handel bezahlt vielleicht $2^1/_2$ %. Was die weniger augenfälligen Einkünfte anbetrifft, die nur durch die cote mobilière personelle getroffen werden, so werden sie nur auf eine lächerliche Weise erreicht. Ich, für meinen Teil, zahle nicht 1 % zum Budget des Staats von dem, was ich im Jahre verdiene, während ich eine Anzahl meiner unglücklichen ländlichen Wähler eine Summe bezahlen sehe, die im Verhältnis fünf- oder zehnmal größer ist, als ihren Einkünften entspricht. Seltsam! Der ganz kleine ländliche Besitzer, der das zahlreichste Element der französischen Bevölkerung bildet — der Bauer, der nur elend von seinem Felde lebt, nur durch saure Arbeit und durch Entbehrungen; der Arbeiter oder der kleine Dorfkaufmann, der seinem armseligen Gewinn eine Landparzelle hinzufügt —: sie sind es, die die Steuer erdrückt, noch in unserer Demokratie, und könnten durch das Stimmrecht Herren sein, wenn sie wollen.

Wie ist diese Abnormität zu erklären? Einmal dadurch, daß in politischen Fragen die Masse der französischen Bevölkerung — im Gegensatz zur öffentlichen Meinung — mehr durch die Ideen und Leidenschaften als durch die Interessen in Bewegung gesetzt wird. Der Haß gegen die Geistlichkeit z. B. ist der mächtigste Hebel, den allgemeinen Druck zu erleichtern. Sodann weil die Volksmassen, vor allem die ländlichen, am häufigsten durch Männer in Bewegung gesetzt worden sind, die man zu den führenden Klassen zählt, und die sich wenig beeilen, sie Reformen zuzuführen, deren Kosten sie, die Führer, tragen müßten; zum Schluß: und vor allem dadurch, daß die Landbevölkerung, die langsam zur Republik kam, zum großen Teil konservativen oder reaktionären Einflüssen empfänglich blieb.

Die Sachlage hat sich jetzt geändert. Die Landbevölkerung ist größtenteils zu den fortgeschrittenen republikanischen Ideen übergegangen und geht von Tag zu Tag mehr dazu über. Sie ersetzt seitdem, was wir in der Stadt verloren haben durch den Abfall eines bemerkenswerten Teils der Kleinbürger. Außerdem haben sie sich über den Einfluß der gebildeteren und reicheren Gesellschaftsklassen unterrichtet, und obwohl sonst stark im Widerstand solchen Einflüssen gegenüber, widerstehen sie ihnen nicht mehr da, wo die Interessen der Einen mit denen

der Anderen in Konflikt kommen. Dazu kommt, daß hier ihre Sache auch die der Arbeiterbevölkerung ist; die letzteren werden, obwohl sie weniger unter den jetzigen Steuern leiden, doch überall, außer in Paris, wo die Stadt sie von direkten Abgaben befreit, auch ihren Vorteil von der Reform haben.

Dem Lande wird also schließlich die Einkommensteuer gegeben werden müssen.

Camille Pelletan,
Vorsitzender der Einkommensteuer-Kommission der Deputiertenkammer.

Musik.

Sittengemälde in vier Bildern von Frank Wedekind.

Personen:

Frau Oberst Hühnerwadel
Clara, ihre Tochter, Musikschülerin
Professor Josef Reißner, Lehrer an der musikalischen Akademie
Else, seine Frau
Franz Lindekuh, Literat
Dr. med. Schwarzkopf
Der Gefängnisdirektor
Ein Wachtmeister } im Gefängnis
Eine Aufseherin }
Hildegard, Mädchen bei Reißners
Eine Vermieterin

Erstes Bild.

(Möbliertes Zimmer mit Klavier; im Hintergrund ein Alkoven. Auf dem Tisch brennt die Lampe. Daneben liegt eine gepackte Reisetasche.)

Erste Szene.

Clara Hühnerwadel, dann Else Reißner.

(Clara steht am Fenster. In der Ferne schlägt eine Turmuhr die siebente Stunde. Clara zählt laut die Schläge von eins bis sieben.)

Clara: . . . Was, schon sieben Uhr! — Vor fünf Minuten hat es sechs geschlagen. — Eine ganze Stunde schon stehe ich hier! — Allmächtiger Gott, allmächtiger Gott, was ist aus mir geworden! Allmächtiger Himmel, was wird aus mir! (aufhorchend) Jetzt kommt jemand! Endlich! Endlich! (es klopft) Herein!

(Else Reißner tritt ein, vollkommen verhetzt und verstört.)

Else: Hier bin ich! Gott im Himmel weiß, wie ich bis hierher gekommen bin! Ich selbst werde es wohl niemals wissen! Ich glaubte, das Schrecklichste, was ein Mensch erleben kann — ich glaubte, das alles längst erlebt und hinter mir zu haben! Dieser Keulenschlag! Nein, ich war auf alles nur denkbar Mögliche gefaßt! Seit Jahren bin ich in jeder Minute, die ich atme, auf das Aller—Allerschrecklichste gefaßt! Aber diese . . . . diese Keulenschläge! — Nein, ich weiß in diesem Augenblick nicht, ob ich überhaupt noch lebe!

Clara: Aber Du, Else? Warum kommst denn Du?

Else: Warum ich komme? Ich? Ich bringe Dir das Geld für Dein Billet, für Deine Fahrkarte bis Antwerpen! Hast Du denn Deine Sachen gepackt?

Clara: Ich habe eine Tasche gepackt. Ich kann nichts anfassen! Ich kann nichts denken! Ich kann von hier nicht bis zu dem Schrank hinüber! Ich bin an Kopf und Händen gelähmt! Meine übrigen Sachen müssen mir nachgeschickt werden!

Else (sinkt in einen Sessel): Allmächtiger Gott, ich kann mir nicht vorstellen, wie ich das überlebe!

Clara: Else! — Ich wage Dir nicht den kleinsten Schritt näher zu kommen. Ich . . . (plötzlich von ihrem Gefühl überwältigt, wirft sie sich Else zu Füßen und umklammert ihre Knie) Else! Else! Kannst Du mir denn vergeben? Kannst Du mir verzeihen, Else? Ich bitte Dich, Else, sag' mir, daß Du mir vergibst! Sag' es mir bitte! Du tust ein Werk der Barmherzigkeit, Else! Ich werde alles Entsetzliche, was mir bevorsteht, leichter ertragen können'

Else (ihr das Haar streichelnd): Du, Clara? — Du tust mir unsäglich leid! — Mehr sagen kann ich nicht. Du bist ja nicht die Erste. (richtet sie mühsam empor) Aber was hilft uns das! Wo hast Du denn Deine Tasche?! Du mußt doch genügend Wäsche mitnehmen! Du weißt ja gar nicht, unter was für Menschen Du bis morgen abend kommst!

Clara: Ich muß natürlich fort! Muß so rasch wie möglich fort! Das ist selbstverständlich. Aber muß ich denn notwendig heute abend schon reisen?

Else: Das fragst Du mich, Clara? Wie soll ich das wissen?! Ich weiß von der ganzen Sache nichts, als was mir Josef vor zwei Stunden erzählt hat. Ich bin ja von seinen Worten noch ganz betäubt! Er sagte, der Verhaftsbefehl gegen Dich sei heute nachmittag erlassen worden, und wenn man Dich noch nicht abhole, dann wolle man Dir nur die Möglichkeit geben, heute noch über die Grenze zu kommen.

Clara: Wenn ich hier bleibe, soll ich also morgen schon ins Gefängnis?! — O Gott im Himmel, wo hätte ich mir vor einem Jahr, als ich hierher kam, träumen lassen, daß mir solche Höllenqualen bevorständen!

Else: Ich habe mir — das kann ich bei allem, was heilig ist, schwören — bis vor zwei Stunden nichts von alledem träumen lassen! Ich habe Josef und Dich seit einem Jahr, vor allem seit dem Tage, an dem Du seine Privatschülerin wurdest, so angstvoll, so eifersüchtig beobachtet, wie nur eine Frau von meinen Erlebnissen zwei Menschen beobachten kann. Ich war ja das ganze Jahr hindurch auf gar nichts anderes gefaßt, als daß er ein Verhältnis mit Dir anfangen werde! Ich bin aber offenbar ein Rindvieh, das man aus Gründen der öffentlichen Sicherheit totschlagen müßte! So überrascht hat mich noch in meinem Leben nichts wie die Eröffnungen, die mich jetzt in diesem entsetzlichen Augenblick zu Dir hierherführen!

Clara: Else! — Ich kann Dir genau erzählen, wie alles gekommen ist, und zwar gerade von dem Augenblick an, wo ich seine Privatschülerin wurde! Ich hätte mich nie in meinem Leben darauf einlassen dürfen, seine Privatschülerin zu werden! Aber ich bin fest überzeugt, daß Du, die Du ihn kennst und liebst, ihm verzeihen wirst. Ich allein bin ja einzig an allem schuld! Ich . . . .

Else: Ich beschwöre Dich hoch und teuer, Clara, erzähle mir nichts von Euch! Ich habe nicht die Kraft, noch mehr zu hören, als was mir Josef erzählt hat! Ich wäre zum Speicher hinaufgerannt und hätte mich erhängt, wenn mich Dein grauenvolles Elend nicht daran gehindert hätte! Josef sagt, Du brauchest mindestens zweihundert Mark, sonst steckst Du morgen im Gefängnis. (zwei Scheine aus ihrer Tasche nehmend) Hier ist das Geld! Frag' mich nicht, von wem ich es habe! Um es zu bekommen, habe ich vielleicht eine neue hirnlose Eselei begangen, die sich nie in diesem Leben wieder gut machen läßt!

Clara: Der Himmel erbarme sich meiner, dann nehme ich Dein Geld nicht! Ich habe Josef und Dir durch meine verzweifelten Entschlüsse wahrhaftig schon Unglück genug gebracht! Lieber lasse ich mich morgen ins Gefängnis sperren!

Else: Was wird denn dann aber aus Josef und mir, wenn Du ins Gefängnis kommst?! Josef verliert seine sämtlichen Schülerinnen, er verliert seine Stelle an der Akademie! Josef und die Kinder und ich sind brotlos! Deine Abreise ist das einzige, was uns alle retten kann!

Clara (das Geld nehmend): Von wem hast Du denn das Geld bekommen?

Else: Von Franz Lindekuh habe ich es. Ich wußte in meiner Angst nirgends anders hin! Ich erzählte ihm, es handle sich um einen Wechsel, den Josef unterschrieben habe. Dabei kam Franz Lindekuh selber auf den Prozeß zu sprechen. Er sagte, in der morgigen Sitzung werde das Urteil gefällt. Er fand es unbegreiflich, daß ich die Zeitungsberichte nicht kannte. Franz Lindekuh hatte aber jedenfalls noch keine Ahnung davon, daß Du, Clara, in den Prozeß verwickelt bist.

Clara: Hattest Du denn die Zeitungsberichte wirklich nicht gelesen?

Else: Aber natürlich habe ich sie gelesen! Das war ja heute nachmittag das unsagbar Schauerliche! Ich sitze eben beim Kaffee und lese die Zeitung. Seit vierzehn Tagen hat mich in dem elenden Blatt überhaupt nichts anderes als der Prozeß der Frau Fischer mehr interessiert. Eine Frau, die sich Damen aus allen Gesellschaftskreisen, die sich den Folgen

ihrer Abenteuer entziehen möchten, gegen die ungeheuersten Bezahlungen gefällig erweist. wen auf Gottes Welt interessiert ein solcher Prozeß nicht! Ich lese eben den zwölften Verhandlungstag; ich freute mich gerade darüber, daß nun endlich einmal keine gesellschaftlichen Unterschiede mehr gelten sollten, sondern daß rücksichtslos alle Schuldigen bestraft würden. Da tritt Josef ein, totenbleich, und sagt, er brauche sofort zweihundert Mark, sonst seien wir beide verloren. Ich lachte vor mich hin, ich fragte ihn, ob er zuviel getrunken habe. Da schrie er: „Du hast es ja schwarz auf weiß vor Dir gedruckt, wofür ich das Geld brauche!" Da ging mir ein Licht auf, wie ich es vor meinem Tode nicht noch einmal aufflammen sehen möchte. Ich stürzte die Treppe hinunter, um, koste es, was es wolle, die zweihundert Mark aufzutreiben. Darüber sind zwei Stunden vergangen. Ich hätte Dir das Geld für Deine Flucht mit dem besten Willen nicht rascher verschaffen können.

Clara: Es läßt sich mit Worten nicht schildern, Else, was ich, während wir, Josef und Du und ich, Abend für Abend beieinander saßen — was ich während dieser Abende an Folterqualen ausgestanden habe! Josef und ich, wir hatten einander kaum einmal die Hand gedrückt — es war ein Augenblick, in dem ich das Bewußtsein, einen eigenen Willen zu haben, vollständig verloren hatte —, da offenbarten sich mir auch schon die Folgen meiner Bewußtlosigkeit. Und nun saß ich mit Euch beiden zusammen, saß Dir, Else, Auge in Auge gegenüber, fühlte bei jedem Schluck, den Du trankst, den Argwohn, mit dem Du mich ins Auge faßtest, und mußte mir dabei gestehen, daß ich, Deine Freundin, schlecht genug war, um Dich durch mein Benehmen immer und immer wieder über den wirklichen Sachverhalt hinwegzutäuschen! Aus dieser grauenhaften Weinstube, in der wir so oft beieinander saßen, ist mir jedes Bild und jedes Licht und jedes Gesicht wie ein unaufhörlich bohrendes Messer in Erinnerung! Und dann kam das Fürchterlichste! Mir krampfen sich heute noch die Finger zusammen, wenn ich an die Stunden zurückdenke! Meine Mutter schrieb mir, der schweizerische Bundesrat habe einstimmig beschlossen, ich solle am Schützenfest in Glarus die Partie der Eva in der „Schöpfung" von Haydn singen. Ich erschien mir aus den Himmeln meiner glühenden begeisterten Liebe für meine Kunst wie durch einen unerschütterlichen Blitzstrahl auf die Erde genagelt! Die erste große Aufgabe, die sich mir bietet, mußte mich in dieser Lage finden! Meine Mutter telegraphierte mir: Wann kommst Du? Wann darf ich Dich erwarten? — Und ich . . . und ich . . . aber meine künstlerische Zukunft durfte und konnte an diesem unseligen Zusammentreffen nicht scheitern! Drei Tage und drei Nächte habe ich eingeschlossen in meinem Zimmer vor Verzweiflung in mich hineingeschrien und mir die Finger blutig gebissen, um durch den körperlichen Schmerz meine Seelenqualen zu betäuben. Da fiel mein Blick zufällig auf eine Zeitungsannonce, deren Abfassung gar keinen Zweifel darüber ließ, worauf sie sich bezog. Und diese Annonce stand so gebieterisch vor meiner gemarterten Seele, als wäre mein dreitägiges Jammern um Gnade und Erbarmen endlich, endlich von einem höheren Wesen erhört worden! Ich hätte es für die himmelschreiendste Ruchlosigkeit gehalten, dem Wink nicht blindlings zu folgen. Am gleichen Abend ging ich zum erstenmal zu dieser Frau Fischer. Nachdem sich ihre Giftmischerei dann glücklich bei mir bewährt hatte, da war das Eidgenössische Schützenfest in Glarus längst vorbei und ich, ich war so zerrüttet, so elend, daß ich ein Vierteljahr lang überhaupt an kein Singen mehr denken konnte! — — Else! Hast Du angesichts meines fürchterlichen Jammers denn gar kein Wort der Vergebung, des Erbarmens für mich?!

Else: Es kommt jemand.

Clara (aufhorchend): Ja, weiß Gott, es ist jemand gekommen! Das wird Josef sein! (da es klopft) Herein!

Zweite Szene.

Josef Reißner, die Vorigen.

Josef (hastig eintretend): Ja, was ich sagen wollte . . . (zu Else) Hast Du das Geld bekommen?

Else: Ich habe es Clara gegeben.

Josef (zu Clara): Du mußt mit dem Zug acht Uhr fünfzig fahren. Du kannst auf dem Bahnhof noch etwas essen. Morgen früh um zehn Uhr bist Du in Antwerpen. Ich war

eben noch auf einen Sprung im Justizpalast. Das Urteil wird jedenfalls heute abend noch gefällt. Man sagt, die Frau Fischer werde mit zwei Jahren Gefängnis davonkommen. Das läßt darauf schließen, daß ihre Mitschuldigen vielleicht völlig straflos ausgehen werden. Aber trotzdem mußt Du fort. Die Staatsanwaltschaft würde es als die größte Herausforderung auffassen, wenn Du hier bliebst. (zu Else) Ich traf Franz Lindekuh eben vor dem Justizpalast. Franz Lindekuh meinte, der Paragraph achthundertundzwölf sei überhaupt gar nicht zum Schutz des Kindes in das Strafgesetzbuch aufgenommen worden. Der Schutz des Kindes, meinte Franz Lindekuh, sei nur ein plumper Vorwand, durch den sich das Volksbewußtsein über den eigentlichen Zweck des Paragraphen achthundertundzwölf blauen Dunst vormache. Der eigentliche Zweck des Paragraphen achthundertundzwölf, meinte Franz Lindekuh, sei die Unterdrückung des Weibes, dem durch den Paragraphen die freie Verfügung über die eigene Person entzogen werde. Uebrigens hätte auch die Staatsanwaltschaft die Anklage gegen die Frau Fischer niemals erhoben, wenn die entlassene Magd der Frau Fischer nicht die schamlosesten Erpressungsversuche gemacht hätte. Die Frau Fischer hatte die Magd, wie sich jetzt herausstellt, aus dem einfachen Grunde entlassen, weil die Person sie bestohlen hatte. Sie hatte ihr die Hemden aus dem Wäscheschrank gestohlen, und dann noch einen Schmuck von ihrer Großmutter, dessen Wert die Frau Fischer auf siebentausend Mark angab. Die Magd drohte dann nach ihrer Entlassung zuerst der Frau Fischer selber mit Anzeige, und als die ihr nicht antwortete, schrieb sie direkt an die jetzige Frau Oberstallmeister, die ihr natürlich auch nicht antwortete. Darauf schrieb sie an deren Mann, den Oberstallmeister selbst, selbstredend auch ohne Erfolg. Und dann wandte sie sich an die Mutter der Dame, eine hochangesehene sechzigjährige Gräfin, die in diesen Fragen vollkommen die gleichen Ueberzeugungen hat wie Franz Lindekuh, und die seit Jahren in allen Frauenvereinen für eine Petition an den Reichstag um Abänderung des Strafgesetzbuches Propaganda macht. Diese Dame übergab nun die Zuschrift der entlassenen Magd der Frau Fischer kurzweg der Staatsanwaltschaft. Offenbar hatte die alte Gans in ihrem Idealismus gehofft, daß ihr Schwiegersohn, den sie wie die Sünde haßt, nun gezwungen sein werde, die Kastanien, die ihr seit Jahren so sehr am Herzen liegen, aus dem Feuer zu holen.

Else (sich erhebend): Ich bin jetzt hier in diesem Zimmer wohl überflüssig . . .

Josef: Ja, was ich noch sagen wollte, Else . . .

Else: Mir — Josef! — hast Du hier in diesem Zimmer nichts mehr zu sagen. Das Geld, das Du um fünf Uhr von mir verlangtest, habe ich Clara verschafft. Aber Clara hast Du vor ihrer Abreise hier in diesem Zimmer wohl noch sehr vieles zu sagen. Und auch ich habe Clara hier in diesem Zimmer noch etwas zu sagen. . .

Clara: Mir, Else? — Ich nehme so unsagbar viel Unglück auf diese Fahrt mit — unglücklicher, als ich schon bin, kannst auch Du, trotzdem Du das größte Recht dazu hast, mich nicht mehr machen.

Else (von plötzlichem Grauen gepackt): Nein, Du barmherziger Himmel! Nein! Ich erbärmliches Unglücksgeschöpf! Ich weiß es ja, ich armselige Kreatur! Ich allein bin ja an Eurem Verderben schuld, an unser aller Verderben! Könnte ich meinem Manne die Kurzweil bieten, die Du ihm bietest! Könnte ich ihm sein, was Du ihm bist! Ja ja, daß ich ihm das nicht sein kann, wie viele Unschuldige hat das nun schon ins Verderben gestürzt! O warum hat man mich elenden Schwächling nicht vor meinem ersten Atemholen erwürgt! — (sie trocknet ihre Tränen) Aber ich — ich kann Euch mit meinem Geheule nicht die letzte Minute zur Hölle machen. — Lebt wohl! — (sie geht auf Clara zu und reicht ihr die Hand) Leb wohl, Clara!

Clara (mit einem bittenden Blick ihre Hand nehmend): Else!

Else (weinend): Ich bitte Dich nicht um Vergebung. Ich gehe. Das ist einfacher. — (ab)

Dritte Szene.

Clara, Josef.

Josef (aufatmend): Gott sei Dank, daß sie draußen ist!

Clara: Wieviel Uhr hast Du?

Josef (nach der Uhr sehend): Dreiviertel auf acht.

Clara: Dann hol mir einen Wagen.

Josef: Ich habe eine Droschke unten.

Clara: Weißt Du noch, was ich Dir sagte, als Du mich aufforderteſt, zu der Frau Fiſcher zu gehen?

Josef: Laſſen wir das jetzt. Nicht wahr? — Du kannſt Deinem Aufenthalt in Antwerpen mit der größten Gemütsruhe entgegenſehen. Ich ſchicke Dir monatlich hundertundfünfzig Mark. Damit kannſt Du leben. Derweil wird hier der Prozeß der Frau Fiſcher zu Ende verhandelt, und in zwei oder drei Monaten iſt die ganze peinliche Geſchichte vergeſſen, und um keinen Preis der Welt kommt weder die Polizei noch die Staatsanwaltſchaft auf ihre Nebenumſtände zurück. Dafür bürgen uns die Kreiſe, die dadurch in empfindlichſter Weiſe in Mitleidenſchaft gezogen würden. Dann kommſt Du ruhig von Antwerpen zurück, ſtudierſt hier noch ein halbes Jahr weiter, natürlich bei mir, und wenn Du heute in einem Jahr nicht ein glänzendes Engagement als Wagnerſängerin an einem der erſten deutſchen Theater haſt, dann nenne mich einen Schuft! Ich kann Dir in dieſem Augenblick leider nichts anderes ſagen. Wenn Du in einem Jahr nicht das glänzendſte Engagement als Wagnerſängerin haſt, dann — dann nenne mich einen Schuft!

Clara (auffahrend): Wenn ich daran zurückdenke, mit welchen Hoffnungen ich vor einem Jahr auf das hieſige Konſervatorium kam! Allmächtiger Gott! Zu Hauſe der Abſchied von meiner in Tränen aufgelöſten Mutter! Aber keine Macht der Welt hätte mich von meinen künſtleriſchen Zielen abgelenkt! Die Liebe zu meiner Kunſt war mir meine Religion! Ein höheres Gebot gab es in dieſer Welt nicht für mich, als die ſeltenen Gaben, die mir unter Tauſenden durch die Gnade des Himmels zuteil geworden, zur allerhöchſten Vervollkommnung auszubilden! Und mich brachte ich in meiner Kunſt ſo frei, ſo rein, ſo unangetaſtet als Einſatz dar! Ich brachte ihr alles, was ſich in der kindlichen Knechtſchaft an Seelenſtärke, an innerlichen Erlebniſſen in mir aufgeſpeichert hatte! Und dann die erſten Wochen am Konſervatorium! Welch ein herrliches, feuriges Ringen! Wie wuchs da mit jedem Tage die Zuverſicht! Je unüberwindlicher ſich die Arbeit vor einem auftürmte, um ſo mächtiger wurde der Stolz, um ſo fröhlicher, um ſo freudiger war das raſtloſe Streben! Wenn ich daran zurückdenke! Allmächtiger Gott! Allmächtiger Gott! Wenn ich an dieſe Zeiten zurückdenke!

Josef: Ich möchte nur ſehen, wie Du Dich dieſer vertrockneten Schulfuchſerei am Konſervatorium heute gegenüberſtellen würdeſt. Dieſe ſtaatlich konzeſſionierten Klavierhengſte hätten Dir im beſten Falle eine auf beiden Beinen hinkende Klaviertechnik beigebracht, und Du wärſt als die größte Klavierlehrerin, die die Schweiz je geſehen, zu Deiner in Tränen aufgelöſten Mutter zurückgekehrt!

Clara (flammend): Was bin ich jetzt?!

Josef: Jetzt biſt Du eine Künſtlerin, um die ſich in einem Jahre die erſten Theater die Hälſe brechen werden! — Und wem verdankſt Du das?!

Clara: Da kamſt Du! Kamſt mit Deinem unwiderſtehlich ſchönen Fliegendenholländerbart! Schimpfteſt auf das Konſervatorium, an dem Du Lehrer biſt! Sagteſt, ich käme, wenn ich bei Dir Privatunterricht nähme, in einem Vierteljahr weiter, als wenn ich mein ganzes Leben lang auf der Muſikſchule ſtudiere! Benutzteſt jede Stunde, die ich mit meinen Mitſchülerinnen bei Dir war nur dazu, um mir den Unterricht am Konſervatorium als den ſicheren Tod meiner Stimme hinzuſtellen! — Und wie ſollte ich Dir das alles nicht glauben, wo es ſich doch um ein Inſtitut handelte, das Dich ſelber als Lehrer bezahlte! So kam ich denn ſchließlich um meine Entlaſſung ein und wurde Deine — Privatſchülerin! — Gelernt habe ich vieles bei Dir, das weiß Gott im Himmel! Dein Privatunterricht hat Abgründe vor mir aufgetan, von deren Vorhandenſein ich mir vorher nichts hatte träumen laſſen! Ob ich im Lauf dieſes Jahres am Konſervatorium in meinen Muſikſtudien nicht vielleicht doch weiter gekommen wäre? Ich will das nicht entſcheiden. Ich weiß nur eines, was in dieſem Augenblick unumſtößlich feſtſteht: Weit iſt es mit mir gekommen!

Josef: Clara, wir müssen jetzt gehen!

Clara (beginnt irre zu reden): Zu meiner Mutter, Josef? — Ja, Geliebter! Gehen wir doch zu meiner Mutter! Es ist ja so selbstverständlich, daß wir zu ihr gehen! Du bist ja doch mein Mann, Josef! Wird die eine Freude haben, meinen Mann kennen zu lernen! (ihn stürmisch umarmend) Josef, Josef! Du bist mein Mann! Ich bin Dein Weib, mein Geliebter! Bin ich es vielleicht nicht?! — (schmeichelnd) Komm, gehen wir zu meiner Mutter! Meine Mutter gibt uns ihren mütterlichen Segen, und dann fahren wir mit einem Dampfer nach Amerika hinüber! Durch unserer Hände Arbeit, Josef, können wir in Amerika reich werden! Wir können uns das herrlichste Leben schaffen!

Josef (sucht sich loszumachen): Wir müssen fort, Clara! In einer halben Stunde fährt Dein Zug!

Clara: Ja, ja — — ins Gefängnis!

Josef: Dein Zug nach Antwerpen! Es handelt sich um gar nichts weiter, als daß Du hier in der nächsten Zeit nicht öffentlich gesehen wirst!

Clara (sinkt weinend in einen Sessel): In Tränen aufgelöst beschwor sie mich, mein Lebensglück nicht auf meinen unüberwindlichen Größenwahn zu setzen! Du, mein Kind, willst eine berühmte Sängerin werden! Du! Mit Deinem Gesicht! Um eine berühmte Sängerin zu werden, rief sie, muß man andere Nerven haben, als Du von Deinen Eltern geerbt hast! Dazu gehört ein Pferdemagen, von dem wir uns in der Schweiz keine Vorstellung machen! Dazu muß man über Leichen gehen können! — Sie hatte recht! Sie hatte recht! Und ich mit meinem hirnwütigen Größenwahn glaubte ihr nicht! Ich habe sie ausgelacht! Meiner lieben braven Mutter schenkte ich in meiner wahnwitzigen Selbstüberhebung keinen Glauben! (verzweifelt aufspringend) Könnte ich Dirne jetzt wenigstens vor sie hintreten und sagen: Ja! Ich habe mich überschätzt! Du hattest recht, Mutter! Ich bin keine Sängerin! Ich bin zu spießbürgerlich, ich habe zuviel Ehrgefühl, um eine wirkliche Sängerin zu werden! Aber nicht einmal das kann ich! Fort in Nacht und Nebel! Fliehen muß ich! Ueber die Grenze muß ich! Meine Kunst, meine Mitschülerinnen, meine Freunde, alles muß ich fliehen! Und Dich muß ich fliehen! Dich, Josef! Das ist das Entsetzlichste! Dich, dem ich mein ganzes Elend verdanke! Dich, den ich liebe, wie ich mir irgend etwas auf Erden lieben zu können niemals träumen ließ! (ihn umarmend) Wie soll ich denn ohne Dich, Josef, leben! Sage es mir, Josef, wie ich mir ohne Dich helfe!

Josef: Clara, es ist jetzt höchste Zeit! Der Zug wartet nicht auf uns!

Clara (von ihm ablassend): Sie sagte: „Du kannst Dich auf einen Wettkampf mit den abgefeimtesten internationalen Abenteuerinnen nicht einlassen, ohne dabei Deine Ehre aufs Spiel zu setzen ...“

Josef (die Reisetasche vom Tisch nehmend): Ich trage Dein Gepäck hinunter. Deine Fahrkarte nach Antwerpen habe ich in der Tasche.

Clara (ihm folgend): Wenn die eine Ahnung hätte, worauf ich mich habe einlassen müssen!

(Beide ab.) (Fortsetzung folgt.)

Der Tageslauf einer Preziösen.

Von Edmond Rostand.

(Gekürzt.) [Schluß]

6.

Mittag.

Die Sonne bricht sich in der Gläser Reih'n,
Das Tafeltuch mit seinen Bügelfalten
Liegt wie ein großes Schachbrett, weiß und rein.
Rings Polsterstühle. Goldne Nägel halten
Den Stoff, die Rückenlehnen zieren Quasten.
Im Morgenkleid sitzt Doralise und sinnt,
Von Wohlgeruch umwölkt, und scheint zu fasten.
Ihr Finger polkt an einem Krug, und blind
Ist sie für das Ragout, den Hasenbraten,

Der mit Oliven und Zitronen prangt.
Sie rümpft das Näschen, als sei nichts geraten.
Wenn nun Phylant zuviel von ihr verlangt?
Wenn ihm das Spiel behagt? Zornig zerbeißt
Sie eine Lerche, wirft die Serviette
Beiseit', indes sie Mandelcreme verspeist.
(Wenn dieses Spiel nun doch Gefahren hätte?
Liebt sie nicht Tiridat?) Die Rosenlippen
An Sellerie in Sahnensauce nippen —
Und sie erhebt sich.
Plötzlich fällt ihr ein,
Daß die berühmte Artenice sie heut
Zu Gaste lud, zum ersten Mal — wie freut
Sie das — ins Rambouillethotel! Im Frei'n
Zwar wird man speisen, doch das Stelldichein
Ist, wie die Karte sagt, bei der Marquise.

7.

Die Toilette.

... Und eilends ruft den Zofen Doralise:
„Bringt die drei Galaröcke mir herein!"
Man bringt sie, doch ihr Herz bleibt abgelenkt.
Sie träumt, vergleicht, und dies ist, was sie denkt:
Phylant, der ewig wie 'ne Amsel schlägt,
Der keck den Federhut im Nacken trägt
Und stets auf Lager Klatschgeschichten hat,
Ist glänzend, ja. Wogegen Tiridat
Dem Pagenton, der Art der Italiener,
Viel fremder ist und minder froh als jener,
Und doch ist er ihr lieb — aus diesen Gründen:
Blaß ist sein Antlitz und sein Schnurrbart braun,
Das schwarzbestickte Wams, es steht ihm, traun!
Er spricht von jedem Thema lang und breit,
Kann mit gelehrten Worten es begründen
Und führt den Vorsitz in der Geister Streit.
Phylant ...
Doch hocherhobne Arme reichen
Drei Röcke, die drei Tonnenreifen gleichen,
Ihr knisternd dar. Beim Ueberwurf des einen
Ist sie bestimmt für Tiridat entbrannt;
Doch bei dem zweiten wieder will's ihr scheinen,
Daß sie Phylant verehrt .. Sie schnürt ein Band,
Seufzt auf, zupft einen Aermelpuff zurecht,
Zerdrückt ihn und beharrt auf Tiridat
Beim dritten Rocke. Ja, nun weiß sie Rat.
Sie treibt zur Eile jetzt und schilt nicht schlecht
Auf ihre Zofen, knüllt zwanzig Manschetten,
Um zwei zu nehmen, legt den Spitzenkragen
Um ihren Hals und dann die Perlenketten,
Befragt den Spiegel, lächelt mit Behagen
Und dreht sich um.
Gleich einer Mondeszähre
Hängt eine Perle, eine lange, schwere,
Vom Perlenhalsband nieder auf den Hals.
Fertig! Die Handschuh zugeknöpft. Doch als
Sie gehn will, schwankt sie zwischen Mask'
und Schleier.
Die Mask' ist unbequem im Sprechen. Freier
Ist man in jenem. Doch dies schwarze Ding
Gibt solch ein unheimlich Gepräge — flink
Wählt sie die Mask' und geht.
Sie geht und neben
Ihr trippelt die Duenna. Ihre Hand
Im Handschuh rafft das seidne Staatsgewand:
Man sieht sie grün bestrümpfte Beine heben ...

8.

Bei Artenice.

Sie kommt zu dem Hotel, und die Marquise
Empfängt sie lächelnd an der Tür. Voll ist
Zyrphäas Kammer schon, und Doralise
Mißt raschen Blicks, denn kurz ist nur die Frist,
Die hohen Fenster, die berühmten Lüster,
Die Pracht der Paravents, den Blumenflor.
Berühmte Namen klingen ihr ans Ohr,
Bezaubert sucht sie alles, was illüster:
Madame Cornuel, Gombaud, Ménage,
Godeau.
Sie sieht Phylant und Tiridat, doch so
Hat sie sie nie in ihrem Haus gekannt:
Gemessen Tiridat, bescheidener Phylant.
Und nach dem ersten Rausch der Eitelkeit
Belebt sie seltsam edle Heiterkeit.
Ein zartes Glück erfüllt sie, teilzuhaben
An allem, was beschwingt, beglückt, erhaben.

Der große Raum voll Glanz und Stimmgewirr
Dünkt ihr ein Bienenstock. Sie fühlt, daß diese
Preziösen unter frohem Wortgeschwirr
Da etwas für die Zukunft vorbereiten.
Bisweilen auch bedünkte Doralise,
Als ob die Worte sich von selbst befreiten
Aus ihrem Ballspielflug und höher schwirrten,
Wie Federbälle, die zu Vögeln würden ...

9.

Die Kutschen.

Man lenkt zum Hof den Schritt und steht im Kreise,
Der Kutschen harrend. Jemand sagt ihr leise,
Daß sie zusammen mit der schönen Paulet fahre,
Genannt die Löwin ob der goldnen Haare.
Ihr Sang, so sagt man, ist so wundersam,
Daß man dereinst an eines Brunnens Rand,
Wo sie die Nacht gesungen — war's aus Gram? —
Zwei Nachtigallen tot des Morgens fand ...
Die grünen Kutschen nah'n, bespritzt mit Lehm.
Zwei Kanapés, bestickt und ausgeschlagen
Mit Borten, Baspeln, Nägeln, höchst bequem,
Sich gegenüberstehend füllen eng die Wagen.
Wie große Käsen sind die Wagenschläge;
Lakaien öffnen sie, und Teppichstege
Entrollen ihnen, die zum Trittbrett werden.
Die Wagenstühle hängen in den Rädern,
Wie Riesenfrösche breit, mit starken Ledern.
Man nötigt sich mit höfischen Gebärden;
Doch keiner will der erste sein; man dankt,
Indes der Wagen in den Riemen schwankt —
Bis sie zuletzt die Ziererei satt haben.
Sie steigen ein. Die Schimmel ziehn und traben.
Es gafft das Volk ...

10.

Die Fahrt.

Man zieht den Vorhang auf — Heiß ist's — und trinkt Orangen aus. Im Lauf
Durch Neuilly geht es. Manch ein Sträußchen fällt
Aufs Knie, von Bauernmädchenhand geschnellt.
Die Stränge schlagen an der Pferde Flanken,
Die Diener hüpfen auf den Wagenplanken,
Und drinnen deklamiert man ein Gedicht.
Man singt, schreit, lacht, ist zärtlich, ausgelassen,
Und fährt die Kutsche Schritt auf steilen Straßen
Mit leiserm Schellenklang, die Räder rasseln nicht,
Dann hört man wohl: Trala ... klingling ... Marquis ...
Du spielst im Wagen Karten? ... Gib! ... Ist ein
Bonbon gefällig? ... Teures Leben! Nein —
Ihr tötet mich ... Ein Spielchen Reversi?
Last Ihr schon Pyramus? ... Noch stets bergan? ...
Mach, bis wir oben sind, ein Stegreiflied
Auf Paulets Reize! ... Kling ... Nein, singt ein Lied
Vom kleinen Finger! ... Schau, wir traben an! ...
„Mein kleiner Finger sagt" ... Klingling ... Ich sag'
Euch guten Tag, Ihr Schafe! Guten Tag,
Herr Esel! ... Kling ... Marquis ... Parfum ... Klingling ..
Den Fächer ... Klingkling ... Tigrin ... Liebe ... Glut ...
Ein Gartentor ... Wie rasch die Zeit verging!

11.

Das Fest.

„Nehmt mich zum Ritter heute, seid so gut,"
Fleht Tiridate sie an. — „Wie ungewandt!
Nicht einen Augenblick laß ich Phylant
Von mir. Lebt wohl. Laßt keinen etwas merken
Und widmet Eure Zeit Garamantide" ...

Und Paar auf Paar nach dem Spazierplatz zieht,
Der köstlich prangt mit seinen Wasserwerken,
Fast wie in Tivoli ... Die Sonne sinkt
Purpurn im Westen. Aus dem Busch erklingt
Sanfte Musik von vierundzwanzig Geigen ...

Drei Nymphen — wie man weiß, aus edlem Haus —
Flugs treten auf den Wiesenplan heraus.
Und wie die Nacht sinkt, schlingen sie den Reigen
Gespensterhaft um der Fontäne Schimmern ...
Die Geigentöne schwellen ab und schweigen,
Doch zum Azur steigt mit kristallnem Schimmern
Der Springquell hoch und plätschert. Schon entzündet
Der Stern sich, der die Schäferstunde kündet ...

Die Symphonie hat jedes Herz gerührt.
Zum Gartenhäuschen ziehn die Paare leise:
Dort harrt der Schmaus. Die letzte süße Speise
Wird von den Schönen kaum zum Mund geführt —
Und schon ertönt ein wilder Geigenschall:
Zum Menuett die Ladung und zum Ball!
Die Bänderschuhe streifen kaum die Erde.
Und was nicht tanzt, stiehlt sich mit Diebsgebärde
Fort in den Park ... Sternschnuppen sieht man fallen,
Hört Angelina Paulets Lied erschallen,
Indes sich Hand zu Hand im Dunkeln findet.
— Da plötzlich wird ein Feuerwerk entzündet:
Raketen schießen hoch und sinken in den Teich.

Man muß die Spieler dem Tricktrack entreißen,
Die Tänzer der Musik, die Liebenden dem Reich
Der Nacht, denn es geht heimwärts ...

12.

Die Heimkehr.

Frohe Weisen
Erschallen auf der Fahrt bei Fackelscheine,
Und Doralise schließt ihre müden Lider.
Die Nacht ist kühl und blau. Und immer wieder
Sagt sie sich: „Eins nur hindert mich, das eine,
Den Mann zu lieben, den ich lieben möchte:
Verächtlich ist's, so ohne kunstgerechte
Geheimnisse und Listen, ohne Bangen
Einfach zu lieben den, an dem man glaubt zu hangen" ...
Es wird ein Kleine-Finger-Lied gesungen,
Und dieser Reim ist ihr ans Ohr gedrungen:
„Sie tändelt zwar galant
Mit dem schwarzen Phylant,
Doch das ist keckes Spiel von ihr!
Das falsche blonde Mädchen hat
Erwählt den braunen Tiridat,
Mein kleiner Finger sagt es mir ..."
Sie tut, als hätte sie kein Wort vernommen,
Und lächelt, welch ein Einfall ihr gekommen.
„So," sagt die Falsche, „man weiß alles, gut!
So nutzt sie denn zu nichts mehr, unsre List?
Doch diese List die gleichen Dienste tut,
Wenn mein Geliebter nun der andre ist.
So lieb ich denn Phylant, indes die Feinen
Je mehr ich für ihn glühe — welch ein Spaß! —
Je wen'ger glaube, daß er mir gefällt.
Und das Geheimnis, das ich fast vergaß,
Höchst listig ist es wieder hergestellt!
So sei es denn. Ich bin nicht zu beklagen.
Bisher verstellt' ich mich, nun muß ich mich betragen,
Als ob ich mich verstellte!" Doralise
Fährt hoch im Sitz: das Pflaster von Paris!

13.

Zwei Uhr früh.

Man hält vor ihrem Haus, und Stimmen schrei'n:
„Schlaft wohl! Auf Wiedersehen!" vom Wagenschlag.
Und Doralise sieht sich im Schlafgemach
Mit ihren Zofen. Stehend schläft sie ein.
Man zieht sie aus. Auf ihre Lagerstatt
Sinkt sie, erschöpft von diesem großen Tage.
Es ziemt sich, daß sie heut mit Titus sage:
„Den Tag verlor ich nicht." Ihr Haupt sinkt matt
Ins Kissen. Ja ... Phylant, sie wird ihn lieben ...
So ist's verhängt .. Die Bilder sich verschieben.
Ein Fläschchen von Kristall tanzt vor dem Bette.
Dazwischen Schellenklang ... Eine Rakete
Sprüht unter ihren Lidern Feuerschein ...
Und Sibylle Anne Ogier von Miremonde schläft ein.

Autorisierte Uebertragung von Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

Gruß an Max Liebermann.

Von Richard Muther.

Max Liebermann blickt auf ein Schaffen von 35 Jahren zurück. Es ist also lehrreich, an die deutschen Ausstellungen der siebziger Jahre zu denken. Was wurde damals gemalt? Vor was für Bildern blieben die Leute stehen? Nun, man malte Historie. Von Gustav Adolf und Wallenstein, von Tusnelda und Cromwell wurde auf Leinwandflächen größten Formates erzählt. Kleinere Bilder stellten Kardinäle und Landsknechte in irgend welcher Episode vor Augen. Szenen aus dem Bauern- und Mönchsleben wurden zu Genrebildern melodramatischen oder humoristischen Inhalts verarbeitet, während die Landschaften von den Sehenswürdigkeiten fremder Länder berichteten. Kurz, die Malerei war literarisch. Vom Anekdotischen, stofflich Interessanten gingen die Künstler aus, und die Betrachter lasen den Inhalt der Bilder ab, wie man Geschichtsbücher, historische Romane, Reiseberichte oder Novellen liest.

Aber ein Bild ist kein Buch. Es will nichts und kann nichts, als durch farbige Klänge kultivierten Augen ein Fest bereiten. Und wo sind die Anregungen zu solchen Werken zu finden? Nun, in den Bildern, die das Leben selbst in unerschöpflicher Fülle ausbreitet. Der Künstler erlebt das, was er malt, mit dem Auge, und die Größe seines Künstlertums wird nicht durch die Rangklasse der Stoffe, die er darstellt, bestimmt, sondern durch die Feinfühligkeit, mit der er ein Stück Natur in die Formen- und Farbensprache der Kunst übersetzt. Die ganze Geschichte der Malerei ist im Grunde eine Geschichte der Verfeinerung des menschlichen Sehvermögens, und an Stoffen aus dem Leben sind alle jene Eroberungen gemacht worden, deren Etappen man andeutet, wenn man die Namen Piero della Francesca, Leonardo, Velasquez nennt. Man tritt selbst Großen wie Böcklin und Feuerbach nicht zu nahe, wenn man betont, daß ihre, dem inneren Gesicht entsprungenen Werke an rein malerischen Qualitäten nicht jenes Letzte und Feinste bieten, was ein Künstlerauge in der Wirklichkeit sehen kann. Auch etwas anderes sollten diejenigen, die Naturausschnitten den höheren Inhalt absprechen, doch nicht vergessen. Kunst ist nichts Zufälliges, künstlich zu Machendes. Sie wächst organisch und logisch aus dem Boden ihrer Epoche heraus, ist der Form und Farbe gewordene Geist ihres Zeitalters. Einst konnte sich das, woran die Menschen glaubten, zu großen Symbolen verdichten. Sie sahen ihre Götter leibhaftig und körperlich über die Erde wandeln. Wir glauben an nichts, als an unser Recht, zu leben. Die Natur ist entgöttert. Der Versuch, noch Dinge malen zu wollen, die für die Meister von einst die Quelle ganz natürlicher Inspirationen waren, ist also heute Romantik, eine unklare Sehnsucht noch, mit dem Flitter von einst unsere entgötterte Welt zu schmücken. Am klarsten, am stolzesten spricht die moderne Weltanschauung in den Werken sich aus, die, alles Transzendentale meidend, mit der Tatsache rechnen, daß von dem, was früher die Kunst befruchtete, uns allein die Natur blieb, die unendliche schöne Welt, die Stoff zu immer neuen, unvergänglichen Meisterwerken dem gibt, der in ihre Wunder mit dem Auge des Künstlers schaut.

Ein solcher Maler, der die Welt nahm, wie sie ist, den es niemals lockte, noch im 19. Jahrhundert Metaphysik zu treiben, sondern der breitbeinig sich auf die Erde stellte, aus ihr wie Antaeus die Kraft seiner Werke saugte, war Courbet. Er fand, als er 1896 nach München gekommen war, in Wilhelm Leibl einen aus der nämlichen Rasse. Und Liebermann ging weiter auf dem Weg, an dessen Ausgangspunkt Courbet und Leibl stehen.

Die Frage, aus welchen weiteren Bestandteilen der Begriff Liebermann sich zusammensetzt, braucht nicht erörtert zu werden. Wir waren von jeher stark in solchen chemischen Analysen. So hat man von Munkácsy und Israels, von Menzel und Millet, von Manet und Degas, von den Japanern und van Gogh gesprochen, hat Liebermann den Commis voyageur der modernen deutschen Kunst genannt und namentlich mit Bedauern hervorgehoben, daß es fast immer Fremde gewesen seien, aus deren Werken er die Anregungen zu seinen eigenen Bildern schöpfte. Die Hoffnung auf eine bodenwüchsige, national deutsche Kunst sei durch diese Ausländerei zunichte gemacht. Wirklich? Der Kenner der Kunstgeschichte kann über derlei Phrasen nur lächeln. Die Antwort darauf, daß Liebermann ein Eklektiker sei, hat schon Goethe in den Worten gegeben: „Sieht man einen großen Meister, so findet man immer, daß er das Gute seiner Vorgänger benutzte und daß eben dieses ihn groß macht.“ Ob einer ein Nachtreter oder ein Schöpfer wird, hängt lediglich von der Intensität ab, mit der er die Anregungen, die in der Bildungsatmosphäre seiner Epoche liegen, verarbeitet und zu Selbständigem umformt. Und die Ausländerei! Kennt die Kunst Landesgrenzen? Entstehen die Stile nicht daraus, daß jedes neue Zeitalter neue Aufgaben stellt? Und ist das Nationale nicht oft eine Mode von gestern, die als Nationalgewand nur denen erscheint, die nicht wissen, daß sie ehedem Allerweltsmode war? Eines ist ja richtig. Wir Deutschen können uns nicht rühmen, immer als erste neuen Problemen die neue Fassung gegeben zu haben. Das taten in früheren Jahrhunderten die Italiener, im neunzehnten die Franzosen. Ueber die Gründe, weshalb wir in der Kunst immer die Empfangenden, nie die Gebenden waren, ließen dicke Bücher sich schreiben. Jedenfalls hatten aber die deutschen Maler der Dürer-Zeit ebenso gewichtigen Anlaß, nach Italien zu gehen, wie ihn später Menzel und Knaus, Spitzweg und Waldmüller hatten, sich nach Paris zu wenden. Und was den einen recht ist, ist dem anderen billig. Statt Liebermann wegen des gleichen Vorgehens zu tadeln, das man bei den älteren lobt, sollte man froh sein, daß wir einen Meister in Deutschland haben, der, nachdem er sich mit dem Besten auseinandergesetzt, was in ganz Europa geschaffen wurde, Werke von europäischer Gültigkeit hervorbringt.

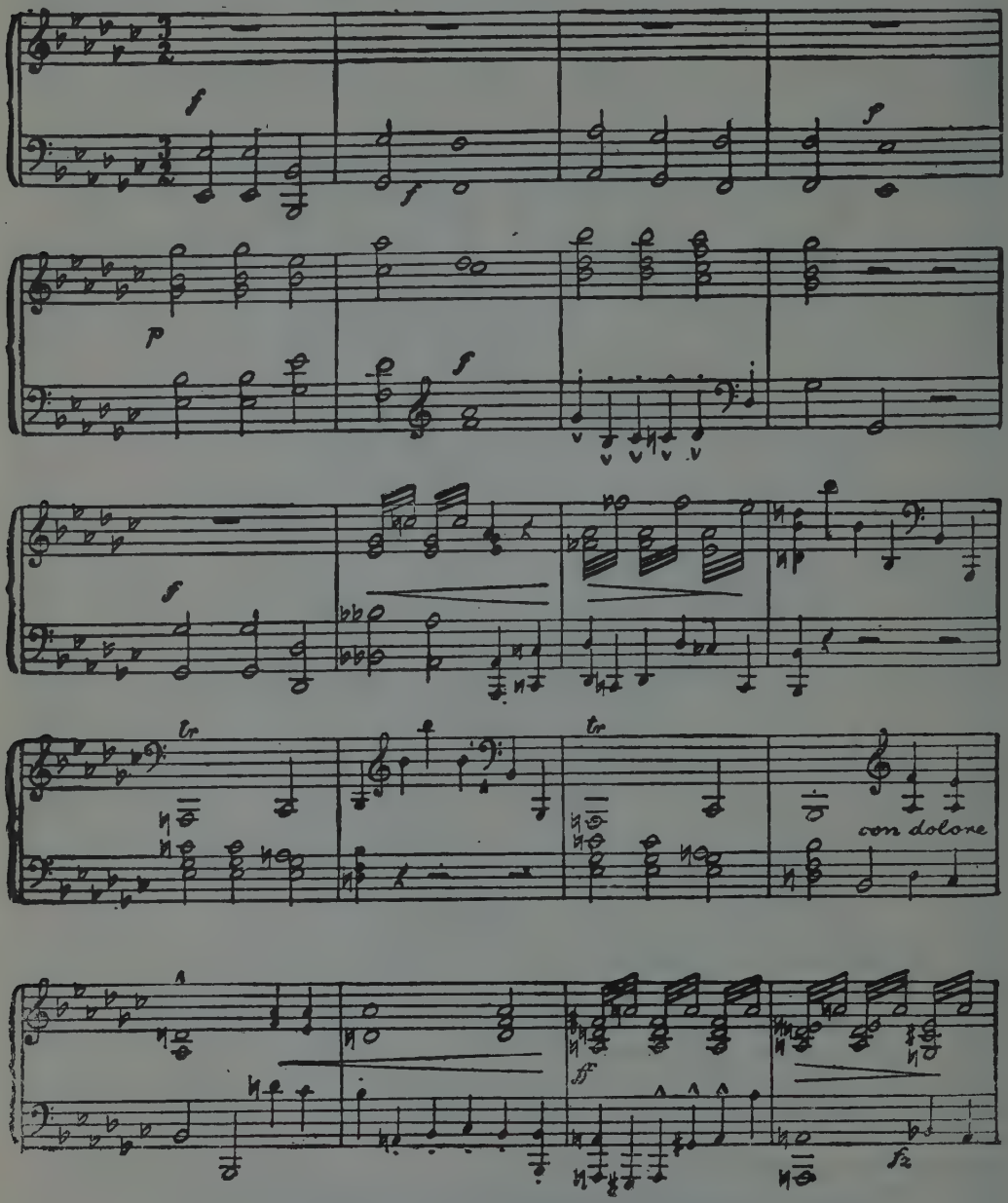
Viele von Liebermanns Bildern, das hat die Ausstellung der Sezession jedem bewiesen, gehören zum schlechthin Besten, was in Deutschland unserer Tage gemalt wurde. Ein Maler, der trotz seiner 60 Jahre es an Schaffenskraft mit den Jüngsten aufnimmt, wirkt gleichzeitig so abgeklärt, so klassisch, als wären die Werke aus dem holländischen Saal des alten Museums herübergenommen. Man erkennt, daß eine Kunst, der solange nachgesagt wurde, daß sie anarchistisch gegen die Alten sich empöre, in Wahrheit die Fortsetzung der besten alten Kunst ist, an dem Punkt einsetzt, wo die Arbeit der Alten abbrach. Und nicht nur darüber staunt man, daß ein Mann, der solange als Apostel der Häßlichkeit galt, schon heute wie ein Klassiker anmutet. Man ist auch erstaunt, verblüfft über den Reichtum und die Fülle dieses Schaffens. Liebermann hat es in den Jahren, als der Ruf nach neuer Phantasiekunst erscholl, ruhig mit angesehen, daß er eine Zeitlang zum alten Eisen gelegt wurde. Er dachte auch nicht daran, denen zu folgen, die in dem Streben nach dekorativer Wirkung die Stilgesetze der Tafelmalerei mit denen der Zeichnung oder des Fresko vermengen und durch diese Verquickung Feinheiten preisgeben, die in den Tagen des Impressionismus mühsam errungen wurden. Selbst auf die Gefahr, daß seine Bilder von solchen totgeschlagen werden, die mit den Farben des Plakats auf

Auge und Nerven lostrommeln, ist er noch immer der Ansicht, daß die Basis für alle Schönheit die Wahrheit sei. Auch Nebenqualitäten, wie Gemüt und Humor, die man in Deutschland so gern als Ersatz für mangelndes Künstlertum akzeptiert, gab er niemals in Zahlung. Noch heute wie einst deckt sich sein Credo mit Dürers Wort: „Wahrlich, die Kunst steckt in der Natur. Nur wer sie heraus kann reißen, der hat sie." Und seine Entwicklung war nur die, daß er von gewissen Sentimentalitäten à la Israels, von gewissen Fabulierkünsten à la Menzel immer mehr sich frei machte; daß er sein Denken immer mehr auf den einen Punkt konzentrierte, den Kunstgehalt jedes Motives ganz rein herauszuschälen, und daß er in ewigem Suchen immer neue Mittel sich dienstbar machte, um nach allen Seiten hin die Natur zu meistern. Mag er, wie jeder große Künstler, neben gelungenen Werken manchmal weniger gute schaffen, die Hauptsache ist die ungeheure Energie, die er an die Lösung neuer Aufgaben setzt. Gerade deshalb, weil es stets um Probleme rein künstlerischer Art sich handelt, sind Liebermanns Werke eine hohe Schule für den, der lernen will, die Kunst in ihrer reinsten Form zu begreifen. Gerade deshalb aber, weil die Natur ihm immer neue Fragen, immer neue Probleme vorlegt, blieb ihm auch erspart, der Wiederholer seiner selbst zu werden. Maler, die frühzeitig sich eine fertige Formensprache zum Ausdruck von Gedanken zurechtmachen, die sie aus der Tiefe des Gemüts, nicht aus dem Kosmos schöpfen, erschöpfen und wiederholen sich bald. Liebermanns Schaffen war ein ewiges Sicherneuern, so wie die Natur selbst mit jedem neuen Frühling neues Leben und neue Schönheit gebiert.

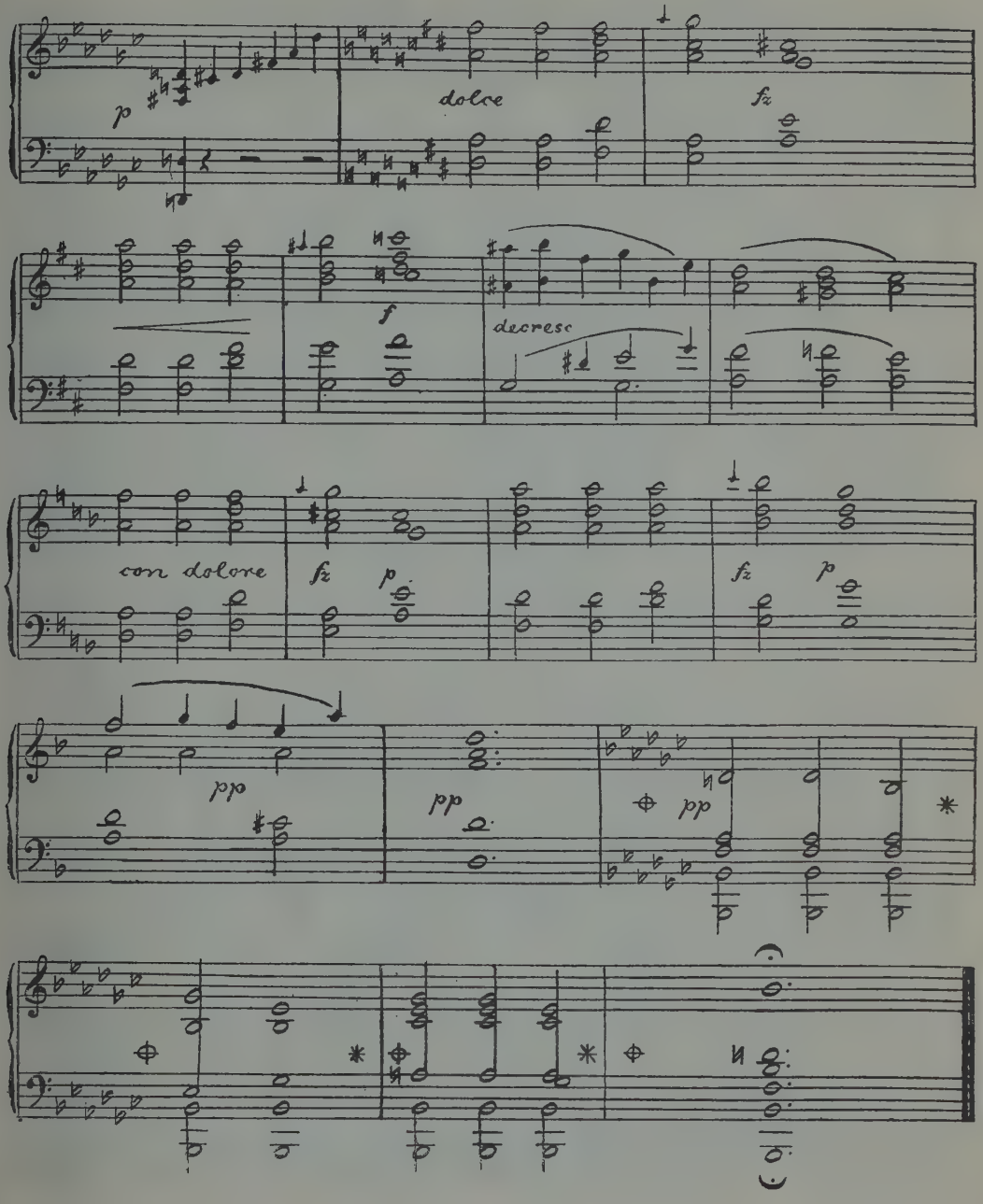
Selbstverständlich — es wäre töricht, das verschweigen zu wollen — haben glückliche Umstände ihm sein Schaffen erleichtert. Talent und guter Wille allein sind für einen Künstler nicht immer ausreichend, um durchzudringen und auf der Höhe zu bleiben. Wie manche, die gut begannen, streichen bald die Segel, da leidiger Broterwerb sie zum Kitschmalen zwingt. Wie manche verstummen früh, da sie rein künstlerisch nicht mehr die Spannkraft zum Produzieren haben. Liebermann hat mit derlei Mißhelligkeiten, die so viele lahmlegen, nie zu rechnen gehabt. Wie er als vielgereifter Mann die besten Erzeugnisse der europäischen Kunst schon sah, als sie sonst in Deutschland wenig bekannt waren, haben seine Verhältnisse ihm erlaubt, auch später Künstler zu bleiben, ohne je ein Kompromiß mit der Menge schließen zu müssen. Gesundheit, das Kostbarste, was ein Schaffender braucht, war ihm gleichfalls beschieden. Und schließlich außer allem noch jene Ellbogenkraft, ohne die niemand der Welt sich aufdrängt. Unser Verhältnis zur Kunst war ja sehr platonisch. Wir lasen Bücher, wir wußten theoretisch genau, was die Kunst solle und müsse, aber wir beherzigten nicht die Antwort, die Schwind einmal einem Kunstfreund gab, der ihn als den Schöpfer einer neuen Gattung ideal-romantischer Kunst pries: „Lieber Herr, für mich gibt es nur zwei Gattungen von Bildern, das sind die verkauften und die unverkauften; die verkauften sind mir alleweil die liebsten." Wir betrachteten den Künstler nicht, wie das in gesunden Zeiten geschah, als Produzenten und Verkäufer sehr realer Werte, sondern sahen in ihm ein seltsam unpraktisches Wesen, das zu seinem Vergnügen Leinwand mit Farbe bedeckt. Und die Künstler nahmen diese Tatsache als etwas Feststehendes, Unabänderliches hin. Sie kehrten der Gesellschaft, die sie ja doch nicht verstand, den Rücken, sie schimpften in der Kneipe, sie vergruben sich bei den Bauern und überließen es dem lieben Gott, ob er einen Menschen erleuchtete, sie posthum zu entdecken. Liebermann, der unromantischste aller modernen Künstler, hat auch mit diesem Ueber-

bleibsel der Romantik gebrochen. Er wußte, daß Dürer und Tizian, ohne als Künstler deshalb kleiner zu sein, gewiegte Geschäftsleute waren, wußte, daß Julius II. und Leo X. der Kunst nichts genützt haben würden, wenn sie nur Bücher über griechische Kunst gelesen, aber bei Rafael und Michelangelo keine bestellt hätten. Mit der Zähigkeit seines Stammes hat er den Deutschen begreiflich gemacht, daß Bilder nicht nur zum Scherz, auch zum Verkaufen gemalt werden. Als großer Organisator ist er eine Macht im kunstpolitischen Leben Deutschlands geworden. Blicken wir auf Frankreich, so sehen wir hinter den Künstlern stets die Schriftsteller stehen. Mit den Namen Courbet, Stevens oder Manet sind die Namen Champfleury, Zola, Camille Lemonnier oder Théodore Duret untrennbar verbunden. Sie waren die Freunde der Maler, ihre gleichwertigen Kollegen, ihre natürlichen Bundesgenossen im Kampf um die nämlichen Ideale. Aus diesem Verkehr erwuchs für beide Teile ein Vorteil. Der Kritiker schreibt sachlicher über Kunst, wenn er mit den Gedanken, die in Malerateliers besprochen werden, vertraut ist, als wenn er, außerhalb stehend, sich nur als Kunstrichter fühlt. Die Kunst aber schwebt nicht in der Luft. Für alles Neue, das sich durchsetzen will, sind immer gleich die darauf vorbereiteten literarischen Champions da. Liebermann hat auch in dieser Hinsicht mit Vorurteilen aufgeräumt, hat in Deutschland, wo die Kritiker oft nur deshalb sich als Feinde der Künstler gaben, weil sie eine mimosenhafte Scheu davor hatten, als deren Freunde zu gelten, etwas von jener kollegialen Verbindung hergestellt, die in Frankreich zum Heile der Kunst immer bestanden hat. Und wer da von Reklame, von Interessenpolitik redet, verkennt, daß gerade ein solcher Organisator uns not tat. Man kann nicht Unkunst und Kunst, nicht Manet ebenso glühend wie Anton von Werner lieben. Der Sinn für das Schlechte muß getötet sein, bevor die Bahn für das Gute frei wird. Damit sie es werde, hat die gütige Vorsehung uns einen Menschen geschickt, in dem der Maler mit dem Schriftsteller, der Künstler mit dem Agitator, der unermüdliche Arbeiter mit dem Mann der Gesellschaft sich verbindet. Indem er plaudert, gibt er Direktiven; indem er einem Journalisten die Hand drückt, sagt er mit einem einzigen Blick, worauf es ankommt bei einem Werke, das diesem sonst unverständlich geblieben wäre; indem er bei einem Abendessen die Bilder an der Wand scheinbar gleichgültig mustert, verrät er deren Besitzern, ohne ein Wort zu sagen, welche gut sind und welche schlecht. Museen und Kunstsalons würden, wenn man Liebermann wegdenkt, nicht das sein, was sie heute sind. Und welcher Künstler kann einer solchen, über sein eigentliches Tätigkeitsgebiet weit hinausgehenden Wirkung sich rühmen? Lenbach vielleicht und Hans Makart in Wien — mit dem Unterschied, daß sie als Künstler nicht ebensoviel wie als Diktatoren bedeuteten. Liebermann ist das Phänomen eines Menschen, der als Künstler ebenso hoch wie als Anreger, als Politiker, als „Erzieher“ steht. Indem er, mit stärkstem Instinkt für das, was Kunst ist, begabt, die Reichen anleitete, nicht mehr Schlechtes, sondern Gutes zu kaufen; indem er mit Pinsel und Feder nach langen Jahren literarischer Zwitterkunst den Sinn der Deutschen für wirkliche Kunst weckte und stärkte, hat er den Jüngeren einen Dienst, für den sie nie genug danken können, erwiesen. Er hat ihnen das Gelände erschlossen, auf dem sie nun ohne Kampf, ohne die Komplikation von Fähigkeiten, die sich in Liebermann so glücklich vereinigten, frei sich bewegen können. Die ungeheure Tatsache, daß wir endlich in Deutschland eine kultivierte Kunst zu bekommen scheinen, ist in erster Linie auf seinen Einfluß zurückzuführen.

Unveröffentlichte Komposition von Franz Liszt.*



* Aus einem bei Marquardt & Co. im Herbst erscheinenden Liszt-Bande von Göllerich.


p
dolce
fz
f
decresc
con dolore
fz
p
fz
p
pp
pp
pp

Das Lied in der Romantik.

Die Musik war in gewissem Sinne die Kunst, die der Romantik am meisten entsprach: denn der Ton, an sich abstrakt, schafft, ins Leben eingeführt, die fernsten Möglichkeiten zur Wirklichkeit um.

Verfolgen wir die Entwicklung der romantischen Musik im einzelnen, so braucht wohl kaum noch bemerkt zu werden, daß sie mit der Geschichte des Liedes eröffnet werden muß.

Auf diesem Gebiete drängte die Romantik zunächst überall auf ein dem einfachen lyrischen Gedicht entsprechendes musikalisches Gebilde. Die Franzosen haben in diesem Sinne die Romanze entwickelt. Lied und Romanze aber bezeichnen ganz allgemein den Unterschied der französischen und deutschen Romantik, ja, fast könnte man sagen, des deutschen und französischen Geistes. Wie tritt doch schon der Charakter des älteren deutschen Volksliedes und des älteren französischen Gesellschaftsliedes, der Strophen etwa über den Bon roi Dagobert bis hin zu dem Singsang von Marlborough s'en va-t-en guerre grundsätzlich auseinander. Dort Herz und Gemüt, flutende Melodie bis oft zu sentimentaler Kantilene; hier Esprit und jene leise Ironie, die fast jedes französische Gespräch durchscheint, und in der Musik denn tatsächlich auch, nach deutscher Empfindung, ein starker Einschuß trällernden Gesprächstons! In Romanze und neuerem deutschen Lied aber erscheinen diese Gegensätze fast noch ebenso verschärft als vergeistigt: bis zu dem Grade, daß der französischen Sprache ebensowenig eine Uebersetzung für das Wort Lied zur Verfügung steht wie der deutschen für Romanze, und daß es in beiden Sprachen langer und doch ungenügender Interpretationen bedarf, um die beiden Begriffe wechselweise auch nur verständlich zu machen.

Die neuere französische Oper aber, die Spieloper der Opéra comique wie die große Oper der Académie nationale de Musique, sind ebenso auf der Romanze aufgebaut wie die deutsche Oper der Weber und Marschner, der Nicolai und Lortzing auf dem Liede.

Dies neue deutsche Lied ist nun allerdings nicht erst ein Erzeugnis der Romantik. Mit Sturm und Drang, ja bereits mit der Zeit der Empfindsamkeit hob es seine Schwingen, ein echtes, noch heute jugendfrisches Kind subjektivistischer Zeiten überhaupt. So hat schon Gluck die schönsten Oden Klopstocks liedmäßig komponiert und Hiller in und mit seinen Liedern sogar schon das erste deutsche Singspiel, den Vorläufer von komischer Oper und Operette, geschaffen. Und bereits Schulz zeigte sich in der Einführung seiner „Lieder im Volkston bei dem Klavier zu singen", die 1785 erschienen, über das Wesen der neuen Kunstgattung klar: durch Melodie und Gesang sollten die Worte des Liederdichters allgemeinere und erhöhte Aufmerksamkeit erregen. Dann hat Mozart in der Zauberflöte mehr als einmal das Arioso zugunsten des Liedmäßigen fallen lassen, und von seinen Einzelliedern leben heute noch „Komm, lieber Mai, und mache" und „Brüder, reicht die Hand zum Bunde" fort, wie von Haydn „Gott erhalte Franz, den Kaiser" („Deutschland, Deutschland über alles"). Beethoven aber hat in den Liedern an die ferne Geliebte schon den ersten Liederzyklus komponiert.

Dennoch entband erst die Romantik gänzlich die neue Form. Denn jetzt erst verschwindet das Arienmäßige, Kunstartige, „Vornehme". Jetzt erst bedarf es nicht mehr der noch bei

Beethoven gelegentlich gegebenen Weisung, „mit der innigsten Empfindung vorzutragen". Jetzt vor allem erst wird das Lied populär und Eigentum breitester Schichten.

Nichts aber ist dabei für den Umschwung charakteristischer, als daß nun neben dem neuen Gesang auch all die alte Liederlust der Nation wiederum erwacht. Wenige Jahre nach dem Erscheinen von „des Knaben Wunderhorn", dessen reiche Sammlung das Liederarchiv der Vergangenheit erschloß, gründete Zelter in Berlin im Jahre 1809 die erste Liedertafel; und ihr folgte ein Jahr später in der Schweiz, in Zürich, auf Anregung Nägelis der erste Männergesangverein. Und wie verbreiteten sich diese Organe einer nationalen Pflege des Liedes! Wie griff man hier eifrig nach der „Sammlung deutscher Volkslieder", die Silcher veranstaltete, und wie sang man dessen eigene Kompositionen, von denen heute noch „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten", „Ich hatt' einen Kameraden", „Morgenrot, Morgenrot", „Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein" und manch andere fortleben, frisch wie am ersten Tag. Und neben den süddeutschen Silcher trat im von jeher sangesfreudigen Thüringen und seinem Kolonialgebiete, in Leipzig, Zöllner, der „Sängervater"; im Jahre 1833 hat er den ersten „Zöllner-Verein" gegründet.

Es war eine volkstümliche Pflege der Kunst, die nicht ohne politische Bedeutung geblieben ist; solange wie das Deutsche Reich der Gegenwart durch Handel und Verkehr zusammengeschweißt worden ist, ist es auch von tausend und abertausend Kehlen zusammengesungen worden. Doch über den Fluten des volkstümlichen Gesanges ertönte alsbald auch der edlere Flügelschlag des Kunstlieds.

Der erste große Meister des Kunstliedes war Franz Schubert (1797—1828): ein Sänger, wie ihn sich die romantische Phantasie fahrender Schüler kaum besser hätte erfinden können; ein Bohémien vor der Zeit, doch von gemildert wienerischem Wesen: der Vogel, der von den Zweigen sang, gleichgültig selbst, ob auch nur Gott ihm lohne, der Mann eines stetigen milden Enthusiasmus, Optimist durch und durch, niemandem untertan und niemandes Herr, auch nicht seiner selber.

Das schönste Liederjahr Schuberts ist wohl das Jahr 1814 gewesen, damals und da herum hat er als Schulgehilfe seines Vaters, eines armen Lehrers mit vierzehn Kindern und vierhundert Gulden Gehalt, in dessen Brot — und was für einem Brot! — den „Wanderer" und den „Erlkönig", die Mignonlieder, den „Fischer" und das „Heideröslein" — darüber auch noch Opern und Singspiele, Messen und Kirchenchöre, die erste Symphonie, Sonaten, ein Streichquartett und tausend anderes geschaffen

Am unerschöpflichsten aber war er doch als Liederkomponist. Es genügte oft, daß er ein Gedicht las; denn er las es mit der aufquellenden Melodie zugleich. Und er schrieb die Eingebungen nieder, wo er sich eben befand, bei Freunden, im Wirtshaus; Speisekarten, Papierschnitzel waren es, die nicht selten unsterblichen Gehalt empfingen. So war er auch in der Form nicht ängstlich. Er ging wohl von der strengen Art Beethovens aus, den er kindlich verehrte, so sehr sich der Meister gegen seinen liebenswürdigen und einschmeichelnden Genius bei aller inneren Anerkennung spröde verhielt. Aber im Grunde stand zwischen ihnen doch der Gegensatz von Heroismus und Romantik; und so war es Schuberts Aufgabe, dem Liede selbständig seine Form zu geben. Und dies bedeutete eine Freiheit, die Schubert reichlich nutzte. Er hat „Am Brunnen vor dem Tore" und „An Schwager Kronos", er hat „Die junge Nonne" und die „Grenzen der Menschheit"

komponiert: keine der möglichen Liedformen, die bis zur Gegenwart hin entwickelt worden sind, ist schon ihm völlig fern geblieben. Da ordnen sich denn die Lieder gelegentlich wohl auch zu Zyklen, wie in der „Winterreise“ und dem sogenannten „Schwanengesang“; das Volkstümliche paart sich mit dem Kunstmäßigen früherer Zeiten; das Ganze schließt sich, und der Meister erscheint fast als ein Symphoniker des Liedes. Da wird in anderen Fällen die geschlossene Form gebrochen und der Klavierapparat fast zur Programmusik erweitert. Da zeigt sich wohl auch der sichere Stil und die Tabulatur des Volksliedes: und das „Heideröslein“ entsteht. Da bringt endlich ein Opus 1 — die Nummern bezeichnen bei Schubert, der sich um seine musischen Kinder nicht im geringsten, am wenigsten etwa durch Reihenzahlen, kümmerte, freilich nicht sicher die relative Zeit des Entstehens — da bringt also ein Opus 1 alsbald den „Erlkönig“ und in ihm die Vollendung der musikalischen Form der Ballade. Da erweitert sich manches Lied sogar zur dramatischen Skizze von gedrängtester Empfindung; und der Dichter steht beschämt vor dem Gefühlsreichtum des Komponisten.

Doch wie auch die Form moduliert wird: eins bleibt bestehen, die Klarheit und auch noch die wenngleich künstlerisch gewandte Volkstümlichkeit des Ganzen. Schuberts Lieder hauchen Erdgeruch aus gleich dem gesunden Brodem der Pflugfurche, sie sind nicht „vornehm“; raffinierte Halbempfindungen parfümierter Kreise, etwa Schlegels „Windesrauschen, Gottes Flügel“, vermag der Meister nicht befriedigend in Töne zu fassen. Denn dazu sagen seine Lieder von vornherein viel zu deutlich und zu genau, was sie wollen; die ersten Takte schon schlagen die richtige Stimmung an. Durchsichtig ist die Melodie geführt, und die Klavierbegleitung zeichnet breit, oft mit enormer, kaum je übertroffener Kunst der Malerei die festesten Umrisse ihrer Umwelt.

So begreift sich denn auch, daß Schubert keineswegs nur Liederkomponist gewesen ist. Er hatte das Bedürfnis, sie allseitig auszuleben. Er hat tiefsinnige Sonaten für Klavier geschrieben, nicht ohne sie in „göttlichen Längen“ auszuspinnen, mit heute vielfach veraltetem technischem Apparate, aber auch schon mit leisen Uebergängen zu den Umwälzungen Liszts und Wagners. Denn er konnte, wenn auch nicht grübeln, so doch gründlich reflektieren, und er hielt dafür, daß die Sonate hierfür ein geeigneter Ort sei, mochte sie auch unter dieser Zumutung einiges von der alten Geschlossenheit ihrer Formen verlieren. Wollte Schubert aber leicht sein und spielerisch, mehr Weaner als Wiener und weniger Musiker als Musikant, so vertraute er sich dem Tanze und Marsche an, und kam's hoch, so griff er zur Ouvertüre. In seinen Quartetten dagegen begegnete er sich noch mit Beethoven; und was kann man von der schweren Philosophie seiner anscheinend unvollendeten H-Moll-Symphonie Besseres sagen, als daß sie würdig war des Zusammenlebens mit diesem Größten aller Großen, der nur ein Jahr vor ihm starb, und verwandt erscheint mit dem spätgeborenen Werk eines Brahms?

Das Lied aber entwickelte sich nach Schubert immerhin noch in vollere Breiten. Wie neben die Lyrik des Sturmes und Dranges schon, als Ausdruck rapider, dramatischer Lyrik, die Ballade getreten war, so entfaltete sich neben dem musikalischen Liede, nicht ohne lyrische Empfindungsbeigaben auch eine besondere Musik der Ballade: wir haben schon gesehen, wie sie bei Schubert, wenn auch nicht mit zahlreichen, so doch um so mehr mit bedeutenden Stücken vertreten war. Aber bereits vorher hatte Zumsteeg, seit 1792

Hofkapellmeister in Stuttgart, Balladen komponiert, und eben die großen Anfangswerke der literarischen Bewegung, Bürgers „Leonore“ und anderes, waren von ihm in Musik gesetzt worden. Der eigentliche Balladenkönig der späteren Zeit ist dann aber der Sachse Karl Loewe (1796—1869) geworden. Er war vornehmlich in den zwanziger bis vierziger Jahren fruchtbar; und noch immer singt man seinen „Erlkönig“ oder „Heinrich den Vogler“, seinen „Fridericus Rex“ oder „Archibald Douglas“: Stücke, welche alle Vorteile der Komposition Loewes zeigen: die Zerlegung des Stoffs in eine Art Liederreihe, ihre Unterbrechung durch rezitativartige Partien und ihre Verbindung durch eine Begleitmusik, in der neben symphonischem Charakter schon Spuren einer Musik des Leitmotivs auftauchen.

Jedoch nicht eigentlich auf dem Gebiete der Ballade hat sich das Lied fortentwickelt: zu sehr wies hier, vor allem in romantischer Zeit, der epische Gehalt von den breiten Bereichen des Stimmungsvollen hinweg. Es zeigt sich das namentlich auch in Loewes Lyrik; zu oft schon hat sie etwas Hartes, Realistisches und bewahrt darum auch strengere Form: ein Moment, das sie nach rückwärts wiederum mit dem Klassizismus und der Technik Zumsteegs verbindet.

In der Hauptströmung der Geschichte des Liedes sind es natürlich die großen Musiker der Romantik überhaupt, die Epoche machen: Weber, Mendelssohn, Schumann, und nur Franz würde neben ihnen noch als ein Meister von vollster Eigenart zu nennen sein. Weber war dabei nicht so sehr der Held der subjektiven, als schon der objektiven Romantik; in keinem seiner Lieder verleugnet sich seine allgemeine Stellung als größter Komponist der romantischen Oper. Er nähert sich darum ähnlich wie im Freischütz dem Volkston; und was in dessen Liedern sangbar war seit Jahrhunderten, das lebt in ihm auf und fort. Doch gelang ihm auch die Weiterbildung dieses Tones in Anwendung auf moderne Verhältnisse: vor allem die Kompositionen der Lieder aus Körners „Leier und Schwert“ beweisen es: wie lange haben sie, in den Chören der Männergesangvereine pietätvoll gepflegt, wenn nicht die volle Stimmung, so doch das Andenken der Freiheitskriege erhalten helfen. Weicher, mehr auf das Bedürfnis des mittlerweile ganz entwickelten Männergesanges eingestellt ist die Kunst Mendelssohns: selbst seine schönsten Kompositionen, „Es ist bestimmt in Gottes Rat“, oder „Wer hat dich, du schöner Wald“, bedeuten nicht eigentlich mehr Sturm, sondern Dünung, sind mehr empfunden als erlebt. Sie waren darum auch nicht eben schwer nachzuahmen; und es ist vielleicht ihr herbstes Schicksal gewesen, daß ihre Art von Abt, von Gumbert, von Kücken und anderen Helden verseicht werden konnte. Die vollste Höhe erreichte das spezifisch romantische Kunstlied erst in Schumann. Besonders wenn sich Schumann mit dem Spätling der dichterischen Frühromantik, mit Heine, traf. Welche Deutung Heinescher Lieder in ihrer tiefen Melancholie gibt nicht vor allem der Zyklus der „Dichterliebe“! Was dem Poeten Erlebnis gewesen war, das wurde dem Komponisten Schicksal. Und nun ergießt sich über den Hörer trotz stetig festgehaltener gedrückter Stimmung ein unglaublicher Wechsel der Stimmungen, von den noch halb hoffnungsvollen Tönen des wunderschönen Monats Mai bis hin zu dem in Verzweiflung gebrochenen „Ich grolle nicht“ und von dem breit hingeworfenen „Im Rhein, im heiligen Strome“, dessen Harmonien sich wie Quadern aufbauen, bis zum Idyll des leuchtenden Sommermorgens, das leise Töne aus einer nicht mehr irdischen Feenwelt umhauchen. Hat der Dichter seinen Liedern wie seiner Liebe das groteske Begräbnis in einem Riesen-

sarge gewünscht, den Träger, stärker wie der St. Christoph des Kölner Doms, im Ozean betten sollen für alle Zeit — in Schumanns Töne gefaßt, haben sie mehr als dieses Wunsches Erfüllung erlebt, werden sie noch Menschenalter deutschen Lebens erschüttern.

Gewiß wird man Schumann schon auf Grund dieses einen Zyklus als den charakteristischsten Liederdichter der Romantik ansprechen dürfen. Ob auch als den an sich größten? Mehr als sonst jemand hat er das Pathos der Romantik; aber wo Schubert sinnt, da brütet und starrt er bisweilen: es ist manchmal als kündigte sich das unheilvolle Ende seines Lebens, der Sprung von der Düsseldorfer Brücke in die Rheinflut eines eisigen Wintertages, die Nacht der letzten wahnsinnigen Jahre verderbenhauchend an. So fehlt auch das schöne, naive Maß Schuberts: der Meister weicht der Stimmung, eilt ihr nach, läßt sich von ihr fortreißen, und sie flutet in langen Vor- und Nachspielen aus. Zugleich malt er nicht selten al fresco trotz weichster Mittel — denn weit übertrifft seine Harmonik an Umfang und Intensität die Schuberts —: aber Schubert zeichnet mit weniger Mitteln feiner und setzt der Wandmalerei eine fast plastische, reliefartige Kunst entgegen. So ist Schumann in der Form breiter, die Begleitung wächst zu orchestraler Fülle und deckt bisweilen im Suchen nach Wohlklang die Stimme, doch schwingt sich die Stimme im allgemeinen frei über ihr auf: während bei Schubert Stimme und Begleitung mehr als Freunde zusammenwandeln und sich in einer Prägnanz des Gesamtausdruckes ergehen, die Schumann der Regel nach versagt ist.

Im übrigen weiß man, daß das deutsche Lied mit der Romantik keineswegs abgestorben ist. Auf Schumann folgte nicht bloß Robert Franz in seiner vornehmen Herbheit; neue Zeiten brachten neue Meister; wer wird nicht noch von Brahms und Rubinstein, von Liszt und Cornelius, von Strauß und Wolf vernehmen wollen; und noch heute wallt und quillt es im deutschen Liederbronnen wie vor alters. Was aber für die Romantik zum ersten Male bezeichnend war, das war der Umstand, daß die großen Meister nicht isoliert standen und nicht für eine exklusive Gesellschaft schufen: ihr Hörerkreis war die Nation, wie sie seit 1815 erwacht war; und unzählige Trabanten und Halbtalente vermittelten die neue Kunst des Liedes den Massen.

Leipzig. Professor Karl Lamprecht.

Bedag.

Jede große wirtschaftliche Epoche hat ihre Parasiten. Oft sind das Existenzen, denen man außer einer großen Dosis Leichtsinn keinen anderen Vorwurf machen kann, als daß sie Unglück gehabt haben. Die Bontoux, Strousberg und Quistorp leben nur deshalb als Katilinarier in der Wirtschaftsgeschichte fort, weil sie die Dauer der Konjunkturen überschätzt haben. Weit Gewissenlosere und Dümmere als sie sind mit weißer Weste und vollem Geldbeutel aus dem allgemeinen Schiffbruch hervorgegangen. Vielleicht weil sie Pessimisten und deshalb vorsichtig waren. Vielleicht auch, weil sie ihre Geschäfte im Halbdunkel machten und das Licht der Oeffentlichkeit scheuten. Zweifelhafte Gründungen — und das sind ja diese Geschäfte in der Mehrzahl — vertragen eben nur Dämmerlicht. Das hat im Laufe des letzten Jahres der Bankier Carl Neuburger erfahren müssen. Von den großen Gründern aller Zeiten ist er einer der kleinsten. Wenn er dennoch im Brennpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit steht und seinen Namen als Charakteristikum für eine ganz bestimmte Spezies von Gründungen hat hergeben müssen, so liegt das daran, daß die großen Geschäfte heute in aller Stille bei den Banken gemacht werden, die kapitalkräftig genug sind, sie jahre- und jahrzehntelang ausreifen zu lassen. Eine Gründung aber, die Neuburger heute unter-

nimmt, muß morgen in aller Munde sein, denn übermorgen schon fordert er das Publikum zur Beteiligung auf. Seine Gründungen sind daher ohne bengalische Beleuchtung nicht denkbar. Und das ist ihm verhängnisvoll geworden. Wohlgemerkt ihm selbst, nicht etwa seinen Gründungen. Denn die gehen an sich selbst, an ihrer fehlerhaften Konstruktion zugrunde. Aber ihrem Schöpfer hat es zum Verderben gereicht, daß die öffentliche Meinung sich mit seinen Geschäften befaßte und den Stab über sie brach, noch ehe er das Publikum für sie gewonnen hatte. Denn so behielt er die meisten Aktien seiner Gesellschaften auf dem Halse. Nur der urteilsloseste Teil des Publikums und der spekulativste Teil der Börse beteiligte sich an Neuburger-Werten, im vollen Bewußtsein einer Gefahr, die alle Spatzen von den Dächern pfiffen. Als es dann zum Niedergang der Omnibus-Gesellschaft, der Elberfelder Papierfabrik, der Dampfziegeleien usw. kam, da war Neuburger der Haupt-Leidtragende. Mehr als einmal stand er vor dem Zusammenbruch, und in die Entrüstung über den skrupellosen Gründer mischte sich das Mitleid mit dem Mann, der das Opfer seines unverwüstlichen Optimismus zu werden drohte. Raffiniertere als er hätten es wohl längst verstanden, sich aus den Schlingen zu ziehen, die für andere bestimmt waren, in die er sich aber immer wieder selbst verstrickte.

Seine letzten beiden Gründungen sind die Passage-Bau-Gesellschaft, über die man wohl noch viel zu hören bekommen wird, und die Bedag. Die letztere ist heute schon in aller Munde, allerdings nicht aus Gründen, die mit ihrer finanziellen Organisation zu tun haben. Die Berliner Elektromobil-Droschken-Akt.-Ges. ist schlechtweg beliebt. Sie hat den Berliner Verkehr um hundert elegante Wagen bereichert und die Großstadt noch großstädtischer gemacht. Das hat sie mit den meisten Gründungen Neuburgers gemeinsam. Es ist in der letzten Zeit Prinzip bei ihm, an den Geldbeutel der Berliner Bevölkerung auf dem Umwege über den Lokal-Patriotismus heranzukommen. Das soll ihm wohl die Reklame ersetzen und ersetzt sie in der Tat. Und gerade das ist das Gefährliche. Denn mancher biedere Bürger, der da glaubt, daß eine nützliche Einrichtung auch immer eine gewinnbringende ist, mag sich durch persönliche Sympathien verleiten lassen, sein Geld in ein zweifelhaftes Unternehmen zu stecken. Und so unbestritten die Eleganz und Beliebtheit der Bedag-Wagen ist, so unbestreitbar ist die Fragwürdigkeit des Unternehmens an sich. In der vorigen Woche hat die Generalversammlung der Gesellschaft stattgefunden. Was da über die finanziellen Resultate des letzten Jahres, des zweiten seit Bestehen, vom Verwaltungstisch aus zum besten gegeben wurde, war einfach trostlos. Nicht weniger als 217 000 Mark sind in diesem Jahre zugesetzt worden, obwohl im Jahresdurchschnitt nur etwa 50 Wagen im Betrieb waren. Neuburger als Aufsichtsrats-Vorsitzender und die übrigen Herren der Verwaltung haben freilich ein ganzes Arsenal von Gründen auf Lager, um darzutun, daß dieses Resultat nur durch ganz außergewöhnliche Umstände verschuldet worden sei. Eine Hauptrolle spielen in der Begründung die verspätete Lieferung der Wagen und der Streik der Auto-Kutscher im Frühling vorigen Jahres. Aber die Ziffern der Gewinn- und Verlust-Rechnung strafen diese Erklärung lügen. Die reinen Betriebskosten und Löhne sowie die Abschreibungen für Material-Abnutzung übersteigen die Einnahmen bei weitem. Es ergibt sich daraus, daß selbst, abgesehen von den Verwaltungskosten, jede Fahrt der Bedag-Wagen Verlust gebracht hat. Wären also die Wagen zahlreicher und der Betrieb ein ununterbrochener gewesen, so wäre das Defizit nicht kleiner, sondern größer ausgefallen. Inzwischen ist allerdings die Fahrtaxe etwas erhöht worden. Aber mit der größeren Zahl der eingestellten Wagen läßt — wie der Augenschein lehrt — zum mindesten vorübergehend auch ihre Benutzung nach, so daß der Betriebskoeffizient sich erhöht.

Im übrigen genügt es, die Geldpolitik der Gesellschaft zu beobachten, um zu wissen, woran man mit ihr ist. Alle Fehler Neuburgerscher Finanzgebarung, die sich doch nun schon an so viel Gesellschaften bitter gerächt hat, findet man hier wieder. Das Kapital ist Anfang vorigen Jahres von $1\frac{1}{2}$ auf 3 Millionen Mark erhöht worden, obwohl nicht die mindeste Veranlassung dazu vorlag. Denn mehr als 1 Million war noch in barem Gelde vorhanden und bei dem Bankhause Neuburger deponiert. Man gab an, daß im Laufe des Jahres hundert neue Wagen à 10 000 Mark zu bezahlen und mehrere Depots zu errichten seien. Es war aber durchsichtig genug, daß die neuen Depots und die schnelle Vermehrung der Wagen nur die Kapitalserhöhung motivieren sollten. In Wirklichkeit diente diese wohl anderen Zwecken. Wenigstens weiß man aus Erfahrung, daß Neu-

burgersche Gesellschaften ihr Kapital gewöhnlich erhöhen, um ein größeres Guthaben bei Herrn Neuburger unterhalten zu können. Eine Gesellschaft liefert so immer die Mittel für die Gründung einer anderen oder für Manipulationen in eigenen und fremden Aktien. Einzelne Gesellschaften haben sich mit der Zeit emanzipiert und ihre flüssigen Gelder anderwärts angelegt. Die Bedag kann das noch nicht. Sie ist noch ganz und gar in der Gewalt ihres Gründers und Herrn und wird, wenn alles gut geht, noch manche Kapitalserhöhung mit neuen Wagenbestellungen motivieren müssen. Denn wie aus 50 Wagen 100 und 200 geworden sind, können mit der Zeit 500 und 1000 daraus werden. Ein „Bedürfnis" wird sich bei gutem Willen immer nachweisen lassen.

Natürlich hat sich das Bankhaus Neuburger auch einen ansehnlichen Zwischengewinn bei der Aktienausgabe zugewendet. Es hat die Aktien zu 110 Prozent übernommen und zu 120 an die Aktionäre weitergegeben. Das bedeutet einen reinen Nutzen von mehr als 100 000 Mark. Dagegen hat man den Aktionären versprochen, die Bedag-Aktien recht bald an der Berliner Börse einzuführen. Das Honorar dafür ist also pränumerando bezahlt worden; ob aber die versprochene und bezahlte Leistung auch bewirkt werden wird, das ist sehr die Frage. Fürs erste ist an die Zulassung der Bedag-Aktien gar nicht zu denken, denn die Zulassungsstelle fordert vor allen Dingen den Nachweis einer Rentabilität, und den kann die Gesellschaft in diesem und im nächsten Jahre nicht erbringen. Es ist allerdings zu Anfang dieses Jahres bei der Bedag wieder gestreikt worden, und die Verwaltung hat dadurch genau wie im vorigen Jahr an Unkosten gespart. Aber solche Ersparnisse genügen noch nicht, um ein Gewinnresultat zu erzielen. Selbst das Unterlassen ausreichender Abschreibungen — eine Neuburgersche Spezialität — kann nur in ganz geringem Maße zur Aufbesserung der Einnahmen beitragen. Und mit der Zeit merkt auch das Publikum, daß die Wagen zu hoch in die Bilanz eingesetzt sind, so geschickt man es anfängt, die Unzulänglichkeit der Abschreibungen zu bemänteln. Die Aktionäre der Bedag werden also wohl vergeblich darauf warten, ihre Aktien notiert zu sehen und Abnehmer für sie zu finden. Und das ist ganz gut. Denn wenn an der Bedag schon Geld verloren gehen muß, so ist es besser, daß diejenigen es verlieren, die das Risiko der Beteiligung ursprünglich und freiwillig auf sich genommen haben, als etwaige Dritte, die auf gutes Zureden hin oder im Banne einer suggestiv wirkenden Kurssteigerung die Aktien erwerben.

Kein Unglück ist so vollkommen, daß es nicht noch einen Tropfen Glück in sich birgt. Das merkt auch Carl Neuburger. Er hat das Glück, daß man sich mit ihm in der letzten Zeit weniger beschäftigt als früher. Einesteils aus Mitleid mit dem arg zerzausten Finanzmann, anderenteils weil man ihn für unschädlich hält. Fast alle seine Unternehmungen liegen am Boden. Dennoch ist es falsch, den Mann zu den Toten zu werfen und nach dem edlen Satze zu handeln, der über Tote nichts oder nur Gutes zu reden gebietet. Carl Neuburger ist ein unverbesserlicher Optimist und hat einen starken Anhang unter den Leuten, deren Rang und Vermögen im umgekehrten Verhältnis zu ihrer kaufmännischen Urteilsfähigkeit steht. Auch im Aufsichtsrat der Bedag wimmelt es von hochmögenden Persönlichkeiten. So fällt denn Neuburger niemals ganz. Er steht immer wieder auf wie die Hollunder-Männchen und wird dem Lande noch manchmal schaden, wenn man die Unvorsichtigkeit begeht, ihn aus den Augen zu lassen.*)

*) Einen Tag nach Niederschrift dieser Zeilen kursierte an der Börse das Gerücht, die Firma Carl Neuburger solle in eine Gesellschaft mit beschr. Haftung umgewandelt werden. Das Stehauf-Männchen steht also wieder!

Notizen.

Im nächsten Heft wird Staatsminister v. Bodbielski über Finanzpolitik sprechen. Eugène Destez, der Politiker vom Gil Blas, behandelt die Elsaß-Lothringische Frage, Thomas Mann das Theater.

*

Karl Lamprechts Arbeit wird in einem der nächsten Bände seiner deutschen Geschichte Aufnahme finden.

Der in dem vorigen Heft veröffentlichte Brief Richard Wagners ist dem im Herbst im Verlage von Marquardt & Co. erscheinenden Buche Hauseggers „Alexander Ritter" entnommen.

*

Robert Saudeks Erwiderung (siehe Heft 1) konnte in dieses Heft noch nicht aufgenommen werden.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger, Berlin W 9. Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: August Litschka, Wien VII. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 35, Steglitzerstraße 11.